

Journal



16

Jahresheft 2016
des Freien Deutschen Autorenverbands

EDITORIAL3

PROSA – GRENZEN

DANIELA M. FIEBIG, IM LEID VERBUNDEN4
 MARLIES STRÜBBE-TEWES, GRENZGÄNGER4
 MARIALUISE KÖNIG, DAS LÄCHELN5
 ROSEMARIE BÜHLER, ECHOLOT6
 DAGMAR SCHENDA, WEGGESCHENKT.....7
 KAY GANAHL, ZURÜCK.....8
 SILVIA FRIEDRICH, HALBE TREPPE9
 GISELA FEUERSENGER, IN SCHWEIGEN GEHÜLLT ..10
 BEATE GRUHN, FLUCHT11
 THOMAS BERGER, ZU ZWEIT11
 UWE KULLNICK, MARA 1312

LYRIK – ERSCHÜTTERUNGEN

CHRISTINE ZICKMANN, DU GEHST16
 ELISABETH BA SCHMID, NACHRICHTEN16
 HEINZ ZECKEL, GESPRÄCH UNTER FREUNDEN16
 BEATE GRUHN, ICH GING IN DEN TAG.....17
 BEATE GRUHN, DER FANG17
 PATRICIA STRUNK, BEBEN.....17
 MARLIES STRÜBBE-TEWES, SPRING AB!.....17
 INGE ZAHN, IN DER BERGHÜTTE18

ESSAYS – GRENZEN

DAGMAR WECK, DIE LIEBE ZUR EINSAMKEIT19
 DAGMAR WECK, DIE BRÜCKE ZUR ARBEIT20
 KAY GANAHL, DIE BRÜCKE24
 HANSJÖRG ROTHE, DIALOG DER AUTOREN –
 DER FALL DAOUD25
 FRIEDEMANN STEIGER, EIN BISSCHEN LUTHER.....30
 THOMAS BERGER, NOT UND FLUCHT44

PRISMA – FDA

LV NRW BEWÄHRTES, NEUES, ZUKÜNFTIGES46
LV BAYERN KULTURFLOH ÜBER ZWEI TAGE
 GEHÜPFT – UND BIS CHINA47
 AUF DER LEIPZIGER BUCHMESSE 201648
 AUTORENKONGRESS49

EUROPA IN GEDICHTEN

MAREK ŚNIECIŃSKI, ABZÄHLVERS50
 WALDEMAR OKOŃ50
 FRANS BUDÉ50
 JANA ŠTROBLOVÁ, DIESE UNSERE51
 ALEKSANDER NAWROCKI – GEDICHTE51

GLOSSE

JUTTA KLEBER, FLATRATE-STICHE53

JUGEND

JONATHAN RICHARDS, EINIGE TEXTE VON54
 ISRA SEVENIK , LULU UND DAS55
 EMMA KEIL, DAS BILD55
 SUSANNA BUMMEL-VOHLAND,
 MIT DEM VATER AN DER GRENZE.56
 JUGENDWETTBEWERB BERLIN FÜR ALLE!57

FDA KONTAKTE58

FDA LITERATURPREIS 201660

LITERATUR RADIO BAYERN FDA62

LUTHER 2.0 TAGUNG THÜRINGEN63

ERINNERUNG AN WOLFGANG WEINKAUF64

AMAZON KINDLE STORYTELLER AWARD65

SHORTLIST66

IMPRESSUM68

JOURNAL – DIE JAHRESHEFTE DES FDA69

■ Der FDA

Die FDA-Welt dreht sich



Liebe Leserinnen und Leser,

betrachten wir den FDA als Weltkugel und die ihr verbundenen Menschen, Projektpläne, Bücher, Veranstaltungen und Entwicklungen als die ihnen inwohnende Corioliskraft, so war sie 2016 sehr effektiv. Sie hat eine ungeheure Energie, kann Flüsse und Meeresströme lenken, Orkane erzeugen und Winde drehen, nur musste die Kugel kraftvoll drehen und etwas schneller werden. Ich bin froh, dass in 2016 schwere Stürme ausblieben und sich die Hauptströmung treu geblieben ist, aber wir inzwischen mehr Passagiere in einem breiteren, schnelleren Jetstream transportieren können. Für den FDA bedeutet das außerdem, er wird mehr und besser wahrgenommen, hat sein Gewicht erhöht und wird als Berufsverband attraktiver.

Was heißt das konkret?

Die Landesverbände berichten von mehr und gut besuchten Aktivitäten, die

Messe 2016 war ein Supererfolg, die Jahrestagung Luther 2.0 wurde vom kleinsten Landesverband gestemmt, der Storyteller Award bestätigt sich als sehr positiv für den FDA, das neue Konzept des Journal 2015 wurde von den Lesern sehr gut angenommen, und das Beste war, die Mitgliederzahlen stiegen sanft an. Außerdem gibt es endlich eine abgestimmte Geschäftsordnung, eine Schiedsgerichtsordnung und zahlreiche Beschlüsse, die das Miteinander im FDA verbessern, unklare Situationen vermindern und unsere Arbeit für die Mitglieder und deren Wirkungen in der uns umgebenden Literaturszene sichtbar machen.

Die Themen dieses Journals sind:

“Grenzen verbinden – immer – mindestens zwei Seiten” und “Erschütterungen”

Sie scheinen unseren Mitgliedern etwas sperrig gewesen zu sein, denn in den Bereichen Lyrik und Prosa erreichten

uns leider nur wenige Beiträge, die sich gezielt damit auseinandersetzten.

Mit der berühmten Träne im Knopfloch muss ich hiermit die erste, nicht mehr gedruckte Ausgabe des FDA Journals ankündigen. Aus finanziellen, aber auch aus Gründen der Modernisierung und besseren Verbreitung hat sich der Delegiertenrat dazu entschlossen, das Journal in Zukunft ausschließlich als blätterbares, elektronisches Journal (E-Journal) herauszugeben. Dafür kann es nun überall gelesen werden, wo Internet zu finden ist – also weltweit und kostenlos.

Schon sind wir wieder bei der Corioliskraft des FDA. Wir surfen auf dem Jetstream und der FDA gewinnt dabei immer mehr an Fahrt – halten Sie sich fest und genießen Sie es.

*Ihr
Uwe Kullnick*

PROSA

Liste der Autoren

Daniela M. Fiebig, Im Leid verbunden	4
Marlies Strübbe-Tewes, Grenzgänger	4
Marialuise König, Das Lächeln	5
Rosemarie Bühler, Echolot	6
Dagmar Schenda, Weggeschenkt.....	7
Kay Ganahl, Zurück.....	8
Silvia Friedrich, Halbe Treppe.....	9
Gisela Feuersenger, In Schweigen gehüllt.....	10
Thomas Berger, Zu zweit.....	11
Beate Gruhn, Flucht.....	11
Uwe Kullnick, Mara 13	12

● Daniela M. Fiebig

Im Leid verbunden

Wir haben den Zaun nicht wachsen sehen. Aber er ist nicht über Nacht entstanden, von Unbekannten heimlich aufgestellt. Er ist langsam gewachsen, um jeden Einzelnen von uns herum, Masche für Masche. Wir selbst haben ihn als Grenze errichtet. Zum Schutz. Denn sind Grenzen nicht genau dafür da? Sie sollen uns gar nicht verbinden, höchstens lassen wir eine leichte Berührung zu.

An einigen Stellen ist der Zaun schadhaft – kleine Lücken, durch die wir unsere Finger stecken, in der Hoffnung, den anderen doch noch zu erreichen.

Wenn wir von Grenzen reden, denken wir automatisch an die aktuellen Geschehen in der Welt. Wir sagen, die grausamen Schicksale dieser Menschen erschüttern uns, doch sie sind fern, ihr Leid verflüchtigt sich auf dem weiten Weg zu unseren Herzen.

Brauchen wir Nähe, um zu fühlen, und berühren uns nur die Schicksale der Menschen, denen wir in die Augen sehen können? Am Ende dieser Schre-

ckens-Olympiade steht vielleicht ein Sieger – wer wird es sein, der unsere emotionalen Grenzen überwindet und eine Verbindung möglich macht?

Wir wollen den Kummer anderer ausperren, damit er nicht auch uns erfasst – also errichten wir imaginäre Zäune und No-go-Zonen. Das macht uns unfähig, vom Leid berührt zu werden, viele erfassen nicht einmal mehr das ihres nächsten Angehörigen.

Grenzen verbinden nicht, sie teilen!

Hinter den amtlichen Grenzen toben die Katastrophen und wetteifern um unsere Gunst – und unser Leben scheint frei von Schicksalsschlägen. Doch auch auf unserer Seite des Zauns wird gelitten. Ist dieses Leid etwa mehr wert, weil wir wertvoller als die anderen sind?

Leid ist nicht vergleichbar!

Uns umgibt keine hohe, undurchdringliche Mauer, unsere Grenzen sind unsichtbar und doch schwerer zu bezwingen als das höchste Bauwerk. Die Stacheln dieser Zäune bohren sich uns ins Fleisch; die Last der Mauersteine raubt uns den Atem, der Druck wird stärker – wenn wir es zulassen, geht er über auf die Konstruktion unserer Grenzbauten.

Noch patrouillieren meine Grenzwächter, allen voran mein schreiendes Ego,

sie lassen nichts und niemanden zu mir herüber. Ich reiße meinen Zaun jetzt nieder, da ist schon ein kleiner Übergang, bald passen auch die anderen hindurch.

● Marlies Strübbe-Tewes

Grenzgänger oder Auf beiden Seiten

Mit einem zischend schrillen Ruck bremste die Lok, die blockierten Räder rutschten quietschend über blanke Metallschienen, bis die Maschine stand. Ihr schwarzes Rohr spuckte eine letzte Dampfwolke senkrecht in den blauen Augushimmel. Vénissieux, Endstation. Soldaten rissen die Zugtüren auf.

Josef nahm seinen zerknitterten Taschenkoffer und reihte sich ein, um französischen Boden zu betreten. Kraftlos hielt er seine magere Hand flach über die Augen, um diese vor dem gleißenden Licht südlicher Sonne zu schützen. Staubige Erde überzog ein unplattiertes Gelände. Metallstäbe, deren schwarze Lackierung zum größten Teil abgebröckelt war, trugen ein brüchiges Holzdach. In einiger Entfernung graugrüne Zelte, dicht an dicht – ein Gefangenenlager.

Josef, fünfundzwanzig, selbst Gefangener, hatte gerade schwer verletzte Kameraden von der russischen Front in einem Rote-Kreuz-Zug bis nach Lindau begleitet. Jetzt war er hier in Vénissieux, um als Arzt im Lager seinen Berufskollegen zu assistieren. Vor wenigen Monaten war der Zweite Weltkrieg beendet worden.

Josef lernte schnell und arbeitete bald selbstständig. Eines Tages stellte er dem französischen Aufseher einen Patienten mit gelblichen Augen vor. Jacques F. unterschrieb zügig die erforderlichen Entlassungspapiere, so dass der Patient sofort in seine deutsche Heimat zurück-

kehren konnte. Gelbsucht war ansteckend, der Aufseher hatte sich erkundigt. In den folgenden Monaten unterschrieb Jacques F. zahlreiche Entlassungen wegen dieser Krankheit.

Als Antoine Z. Kommandeur wurde, ließ er Josef zu sich kommen. In wenigen Sätzen teilte er ihm mit, dass er die härteste Strafe zu erwarten habe, die alle Verbrecher ereile, deren Vergehen nicht unmittelbar nachgewiesen werden konnten. Die gelben Augen, so hatte er erklärt, er wisse nicht, wie er, Josef, sie mache, aber er wisse, dass er sie mache. Versetzung nach Korsika war die Strafe. Korsika – blitzschnell schossen Bilder aus dem Geographieunterricht in sein Gedächtnis: blaue Buchten, grüne Berge. Bereits als Schüler hatte er sich gewünscht, diese Insel einmal zu besuchen. Seine innere Freude verbarg er hinter erstarrten Gesichtszügen. Ein Frachter brachte Josef nach Porto Vecchio.

Die Insel, aufgeteilt in Nord und Süd, zerschnitt eine streng kontrollierte Grenze, die selbst für Einheimische schwierig zu passieren war. Für Josef als Arzt, zuständig für beide Teile, gab es keine Kontrolle. Sein Jeep passierte häufig die Grenze bei Ghisonaccia, und bald stapelten sich in seinen Wageninnern all die Dinge, die Familien von hier nach dort und von dort nach hier ihren Angehörigen zukommen lassen wollten, wegen der Grenzbestimmungen aber nicht durften. Neben seiner Tätigkeit als Arzt – Josef behandelte ausnahmslos jeden, der seine Hilfe anforderte – wurde er zum Kurier, ein Grenzgänger, der nach eigenen ethischen Maßgaben handelte und den Gesetze nicht zu interessieren schienen.

Eines Mittags wurde er von einem Mann aufgesucht. Anzug und Krawatte waren für Josef ein ungewöhnlicher Anblick. Ernst teilte der Mann ihm mit, dass sein Sohn schwer verletzt sei, er

liege im Haus seiner Schwester, jenseits der Grenze. Der Mann schob ihm ein Bündel Geldscheine zu, seine Augen flehten um Hilfe. Josef stand auf, schob das Bündel Geldscheine zurück, nickte dem Fremden zu. Er erhielt einen Zettel mit Namen und Anschrift.

Die klaffende Wunde am Arm war infiziert, der Junge nicht bei Bewusstsein. Bange Stunden, Tage, irgendwann konnte Josef Mitteilung geben, dass der Junge überleben würde, und irgendwann brachte er ihn über die Grenze zu seinem Vater.

1949 kehrte Josef als freier Mann nach Deutschland zurück, er wurde ein erfolgreicher und bekannter Arzt.

Im Büro der Steinbrüche, am Rand der Gebirgskette des Alta Rocca, steht eine Steintafel mit einer Inschrift, ein Geschenk des Vaters an seinen geretteten Sohn, dem er in späteren Jahren die Geschäftsführung übertrug:

Für Josef – den Grenzgänger, der keine Grenzen anerkannte. Für Josef – den Korsen, geboren in Deutschland.

Vater und Sohn wussten, dass Josef eines Tages zur „Insel der Abgeschobenen“ zurückkehren würde.

Diese Geschichte ist angelehnt an tatsächliche Begebenheiten.

● Marialuise König

Das Lächeln

Mein Blick fällt auf die große, hell erleuchtete Bahnhofsuhr. Noch eine Viertelstunde bis zur Abfahrt nach Hause, wenn der Bus pünktlich ist. Ein scharfer Windstoß. Ich ziehe meinen Mantelkragen höher. Die Reisenden drängeln sich auf den Bahnsteigen. Überall verfrorene, missmutige Gesichter. Dazwischen immer wieder Bettler, auch junge

Flüchtlinge. Müssen die fremden Antänzer auf deutschen Bahnhöfen um Geld betteln? Gehen Sie doch zur Bahnhofsmission, hatte ich einem arabisch aussehenden Mann geraten. Der Fremde hatte sich wortlos abgewandt und weitere Frauen belästigt.

Endlich – mein Bus. Ich setze mich in eine Zweierbank auf der Fahrerseite. Eine Gruppe laut schnatternder Frauen drängelt herein. Alle bis auf eine tragen farbenfrohe Kopftücher, die kunstvoll um den Kopf geschlungen und unterm Hals verknotet sind. Sie verstauen ihre prall gefüllten Einkaufstüten prominenter Modehäuser in der Gepäckablage und rutschen direkt hinter der abgeteilten Fahrerwand in die sich gegenüberliegenden Zweierbänke. Die Letzte, eine sehr junge Frau, schlüpft notgedrungen auf die andere Bank neben dem Mittelgang. Sie trägt ein blassblaues Kopftuch, eine Hidschab, die Haare, Ohren, Hals und Schultern bedeckt.

Bei jeder Haltestelle wird der Linienbus voller. Die Frauen schwatzen drauflos, als wären sie allein im Bus. Ein junger Mann an der anderen Fensterseite mustert mit hochgezogenen Brauen die mitunter laut kichernden Ausländerinnen. Eine ältere, weißhaarige Frau hinter ihm schüttelt genervt den Kopf und schaut schließlich zu mir herüber. Eine Falte gräbt sich dabei zwischen ihre Brauen. Ich nicke und verziehe meinen Mund. Das Kauderwelsch prallt auch an meinen Ohren ab wie ein Sturzbach verworrener Laute. Ich würde mir außerdem nie erlauben, mich in einem öffentlichen Verkehrsmittel derartig ungeniert laut zu benehmen. Einer angeheiterten Fußballfangruppe kann ich dergleichen noch verzeihen.

Ich betrachte ringsum die Gesichter der Mitfahrenden. Die blicken betreten oder bereits schläfrig vor sich hin oder flüstern kaum hörbar. Keiner wagt bei dem Gequatsche eine Bemerkung. Nun un-

terbricht die eine der Frauen mit krausem Afro-Look am Fensterplatz die Schnatternden. Und das auf Deutsch! Die anderen antworten ebenfalls auf Deutsch. Es geht also auch in unserer Sprache. Natürlich können die sich hier über alle und alles in ihrer Muttersprache auslassen im Glauben, dass sie niemand verstehen kann. Ich höre, dass sie aus Algerien gekommen sei und es in Deutschland gut angetroffen habe.

Auch die junge Frau mit der Hidschab verfolgt das Gespräch aufmerksam. Außer wenigen Bemerkungen, die sie in der mir fremd klingenden Sprache beantwortet, verhält sie sich während der schrillen Unterhaltung sehr still. Sie ist auffällig hübsch, hat bezaubernd dunkle Augen unter langen Wimpern. Ich glaube, dass sie die Hidschab trägt, um sich nach außen hin zu ihrer Religion zu bekennen. Sie ist eine zurückhaltende zarte Mädchenfrau. Säße sie hier allein, würde sie wohl schweigend ihren Gedanken nachhängen. Bereits ihr Aussehen macht sie für mich nicht ansprechbar. Oder sollten wir Deutsche uns im Umgang mit Ausländern generell mehr um deren Sprache bemühen? Einmal, damit sie glauben, dass wir in unserem Land ihre Sprache auch verstehen können, zum anderen, damit wir uns im Hinblick auf unsere eigene Sprache nicht einfach übergangen oder gar benachteiligt fühlen?

Nun verlassen alle Ausländerinnen den Bus. Endlich Ruhe bis auf die normalen Fahrgeräusche. Aber die Schöne in der blauseidenen Hidschab bleibt sitzen. Unerwartet begegnen sich unsere Augen ganz unverhüllt ...

In Deutschland wahrt man die Grenzen. Darum fällt es mir schwer, in Kontakt zu kommen. Die anderen Leute sitzen hier still herum, manche hören über Kopfhörer Musik. Das ist in meiner Heimat nicht so. In Bussen hat man Langeweile und quatscht mit anderen.

Auch mit Fremden. Egal über was: das Wetter oder neue Kochrezepte und vieles mehr. Hauptsache, man redet! Das vermisse ich sehr. Die Leute hier haben es stets eilig. Sie sind so reserviert. Ihre Denkart und ihre Kultur sind anders. Wir sind offener. Aber damit können wir bei uns zu Hause auch beim Gegenüber Grenzen überschreiten. Ich schäme mich hier wegen meiner schlechten Deutschkenntnisse. Das muss besser werden, denn ich will in diesem Land und seiner Bevölkerung mit dabei sein! Nun kann ich den Blick meiner fremden Schwester nicht mehr halten und schlage meine Augen nieder.

Konnte ich soeben ihre Gedanken auf der glatten Stirn lesen?

Bei der nächsten Haltestelle muss ich raus. Als der Bus hält, suche ich noch einmal ihren Blick, nicke ihr zu und schenke ihr mein liebstes Lächeln, das sie erwidert. Ein Lächeln von Frau zu Frau, das wir verstehen, verstehen wollen, das uns über unsere unterschiedlichen Kulturen hinaus mit der Zeit verbinden kann und über Grenzen trägt.

● Rosemarie Bühler

Echolot

Die Frau liegt in einem Gitterbett am Fenster, abgewandt, zusammengekrümmt auf der rechten Seite, das schlohweiße Haarbüschel kaum erkennbar zwischen den Kissenwülsten, die Bettdecke flach, als läge nichts darunter. „Sie teilen das Zimmer mit einer älteren Dame“, hatte die Schwester gesagt, während sie mich im Rollstuhl über den Flur schob, „die ist eher unauffällig.“ Ich richte mich ein – es geht alles ein wenig langsam, weil mein bandagierter Fuß in dem Spezialschuh ein echter

Klotz am Bein ist –, räume meine Sachen in den Schrank, dann mache ich es mir im Bett gemütlich und lese in meiner Zeitschrift. Ab und zu höre ich Laute aus dem Nachbarbett, sie kommen irgendwoher aus der Tiefe des Rachens, krächzend, mühsam, wie von einem, der das Sprechen verlernt hat. Erst allmählich verstehe ich, was die Laute meinen. „Hallo“, sagt die Stimme, ihr Klang ist verwaschen, als sei die Zunge schwer oder bewege sich in einem vollen Mund. „Hallo“, sagt sie immer wieder, manchmal stolpert sie über das H zu Beginn oder verschluckt das o am Ende des Wortes, ein „Hallo“ von irgendwoher, weit weg, als suche es nach einem Echo.

Schwester Anna kommt zum Blutabnehmen. Sie nickt mir zu und beugt sich über den schmalen Hügel unter der Bettdecke nebenan. „Sie müssen ein wenig mitarbeiten, Frau Wolkenstein!“ Ihre Stimme klingt demonstrativ aufgeräumt, während ihre Hand nach einer geeigneten Stelle für die Nadel sucht. Die andere Stimme knurrt, gibt jammernde Schmerzenslaute von sich. Schwester Anna geht begütigend auf die Abwehr ein: „Ich weiß, ich weiß.“ Ich höre Mitgefühl.

Eine Weile noch hält dieser Dialog von Jammern und gutem Zureden an, dann gibt Schwester Anna auf. Nüchtern stellt sie fest: „Das geht nicht.“ Sie deckt Frau Wolkenstein wieder zu und verlässt das Krankenzimmer.

Ich habe nicht zugeschaut, wollte nicht mit Neugier eine doppelte Hilflosigkeit beobachten. Nun sehe ich wieder hinüber. Frau Wolkenstein liegt immer noch da wie zuvor, die Bettdecke ist von der Schulter gerutscht, welches, blasses Fleisch hängt von Ellenbogen und Arm herab. Unter dem lose gebundenen Nackenbändchen klafft das OP-Hemd weit auseinander, der Rücken liegt bloß, kalkweiße Haut wie lockere Stofflappen

ums Schulterblatt gewickelt. Ist Frau Wolkenstein heute auch operiert worden? Da ist keine Infusion, nur die Notrufklingel hängt an der Gabel über dem Bett, viel zu hoch, um sie im Liegen erreichen zu können.

Ich gehe kurz ins Bad, komme zurück. Frau Wolkenstein liegt mir nun zugewandt, ihr direkter Blick ist wie eine Aufforderung. „Hallo“, sage ich und lächle. Frau Wolkenstein sieht mich weiter an, wortlos. Nun ist es wie eine Anklage. Ich atme ein und wieder aus, steige ins Bett und setze meine Lektüre über die Eiablage der Schmetterlinge fort. Ab und zu während des Lesens schaue ich hinüber.

Die alte Frau liegt mit geschlossenen Augen, ihre linke Hand hat sich in das Gitter verirrt, die Finger zucken, sie bewegt ihren Mund, betastet ihn mit der Rechten, zupft an den Lippen, die Füße rucken unter der Bettdecke. Sie gibt kleine heisere Hustenlaute von sich, als wolle sie etwas herunter schlucken, das sich nicht vom Gaumen lösen will. „H ... h ... hallo“, sagt sie immer wieder. Ich versuche, nicht hinzuhören. Doch das Hallo will nicht aufhören, ich fühle mich wieder angesprochen und wende meinen Kopf erneut zur Seite. Frau Wolkenstein sieht mich an, ein sehr direkter Blick durch die Gitterstäbe des Bettes. „Hallo?“, sagt sie, es klingt wie eine Bitte.

„Haben Sie Schmerzen, kann ich etwas für Sie tun?“, frage ich.

Der Blick irrt ab. Eine Weile ist Stille.

„Ich will nicht mehr.“

„Ja, ich verstehe“, murmele ich.

Am frühen Abend darf ich zwei Scheiben Brot essen und einen Kamillentee trinken, meine Nachbarin wird mit einem Joghurt gefüttert. Danach wieder und bis spät in die Nacht hinein das nicht enden wollende Hallo, krächzend, klagend, bittend, rufend. Gegen Mitternacht klingele ich nach der Schwester

und lasse mir eine Schlaftablette geben. Nach dem Frühstück am nächsten Morgen packe ich meine Sachen. Frau Wolkenstein liegt wieder dem Fenster zugewandt, stumm, vielleicht schläft sie noch. Ich werfe den Mantel über die rechte Schulter, rolle meinen Koffer aus dem Zimmer, packe mit der linken Hand die Krücke um die Mitte und humpele über den Flur. Durch offen stehende Türen sehe ich auf Betten, drei, vier in einem Krankenzimmer, hie und da eine Schwester, Patienten mit wirren Haaren, halb aufrecht sitzend, die gewaschen oder gefüttert werden, noch ist Frühstückszeit.

Ich gehe einen forschen Schritt schneller, packe meinen Koffer fester und schwinde die Krücke wie ein Pendel vor und zurück.

Ich brauche sie nicht.

● Dagmar Schenda

Weggesehenkt

Wie jeden Mai führen die Thunfischfänger hinaus, um ihr einträgliches, blutiges Werk zu beginnen. Bemüht, das Abschlachten und die damit verbundene Rotfärbung des Meeres zu ignorieren, setzte sich Juan in den nach Westen ausgerichteten Korbessel, der das einzige Möbelstück des Balkons darstellte.

Ohne seinen ansonsten allgegenwärtigen Zynismus genoss er die Schönheit des tiefblauen Atlantiks mit dem wolkenlosen Azurblau darüber, ergänzt durch das strahlende Gelb des Sonnenballs, der nicht mehr viel Raum zwischen sich und dem Wasser ließ. Dieses perfekte Bild aus Licht und Farben machte ihn für eine kleine Zeitspanne die Hoffnungslosigkeit vergessen. Als die Erde weiter wegkippte, färbte ein

immer dunkler werdendes Orange den Horizont; das untrügliche Zeichen, den Tag zu verabschieden.

Juan setzte die Flasche an und trank. Längst hatte er es aufgegeben, mit seinen ihm nicht gehorchenden Händen Gläser zu füllen. Rotwein rann über sein Kinn. Umgehend stachelte diese quälende Stimme ihn an, Nachschub zu holen. Widerwillig stemmte Juan sich hoch und ging mit jenen den Trinkern eigenen staksigen Bewegungen ins Haus. Noch vor ihm erreichte die Flasche den Boden.

Im ersten Moment wähnte er sich zu Hause. Von seinem Bett sah er durch die geöffneten Fenstertüren das strahlende Blau des Himmels, hörte den Atlantik seine Wellen auf den Strand rollen, alles hatte seine Ordnung. Dann bemerkte er den Schlauch, der von seinem Arm zu einer kopfüber an einem Gestell hängenden Flasche führte.

Jemand räusperte sich. Es war der Arzt, der besorgt auf ihn herabblickte, sich einen Stuhl heranzog und lange mit ihm sprach. Von Freunden, die ihn dehydriert gefunden und noch gerade rechtzeitig hierhergebracht hatten; von bestehender Nervenschädigung, Verlust des Kurzzeitgedächtnisses, Entgiftung, Entzug unter therapeutischer Betreuung. Ganz zuletzt sprach der Arzt von baldigem Tod, sollte er keine Einsicht zeigen. Diese Worte drangen tief in Juans Bewusstsein.

Er entschied sich für das Leben, doch sobald er in seine unruhigen Wachtträume fiel, hörte er diese Stimme, die ihn in Form eines winzigen Männchens, einem matschbraunen Klumpen ähnlicher als wirklicher Gestalt, ohne Unterlass malträtierte. Seine hässliche Fratze starrte ihm von den Schultern der Besucher entgegen, ließ sie vorschlagen, ihn mit Alkoholika zu versorgen, da er selbst ja das Bett nicht verlassen könne. Juan verwünschte das böse Männchen,

bettelte, flehte, es möge ihn zufrieden lassen. In seinem Dämmerzustand kämpfte er immer wieder gegen seine Einflüsterungen an. „Geh endlich weg!“, wimmerte Juan.

„Ich soll verschwinden?“, krächzte das matschbraune Etwas, „dich für immer in Ruhe lassen?“

„Ja, ja, bitte ...“

Mit einem Mal überzog ein verschlagener Ausdruck die verzerrte Fratze des Wichts. „Ich gehe, wenn du mir dein Bunt gibst.“

„Mein Bunt? Ha, nimm es, ich mag keine bunten Sachen!“

Sanft rüttelte die Krankenschwester ihn wach. Sein Zeitgefühl war verloren, doch sie half ihm. „Endlich haben Sie nach all den Wochen ohne Alpträume geschlafen“, sie schlug seine Decke zurück, „bis in den Abend hinein. Sehen Sie, gleich geht die Sonne unter.“ Sie strahlte ihn an. „Sie haben immer davon phantasiert, wie wunderschön Sie den Sonnenuntergang finden!“ Gekonnt hievte sie Juan in den Rollstuhl. „Bald können Sie wieder laufen, Ihre Nerven erholen sich.“ Zuversichtlich drückte sie seine Hand, dann schob sie ihn auf den Balkon. „Genießen Sie es für sich allein!“

Juan war verwirrt. Bereits im Zimmer erschien ihm alles farblos, die ansonsten weiße Kleidung der Krankenschwester wirkte verwaschen grau. Und jetzt ... „Warten Sie!“, rief er verzweifelt. „Mit meinen Augen stimmt etwas nicht. Bitte, holen Sie den Arzt!“

Doch sie war schon hinausgegangen. Zuerst kniff Juan die Augen fest zusammen, dann blinzelte er, rieb. Doch nichts änderte sich. Ein mattgrauer Sonnenball in einem eintönig mittelgrauen Himmel hing tief über einem anthrazitgrauen Meer. „Wo ist die gemäldegleiche Schönheit meiner Sonnenuntergänge?“, schrie es in ihm.

Die Erinnerung traf Juan bis ins Mark.

Sein Mund wurde trocken, er krümmte und wand sich, krallte seine Hände um das Geländer.

Bei seinem Verschwinden leuchtete das garstige Männchen in sämtlichen Farben.

● Kay Ganahl

Zurück

Was ich alles ertragen musste! Wollte endlich befreit werden aus dem „hohlen Baum“, in welchem ich schon viel zu lang hockte! Glücklicherweise hörte ich dann die Stimme meines neuen Erziehers Frank Jonas.

„Du kommst erst einmal mit mir, denn es hat sich Neues ergeben!“

Ich folgte ihm.

Die anderen hätten eigentlich auch in dem „hohlen Baum“ – wie wir diese Maßregel nannten – nahe dem Hauptgebäude ausharren müssen, in den jeder gezwungen wurde, der kein „Hundertprozentiger“ war. Aber man hatte sie dort gelassen, wo sie waren.

Heute kam ich wieder zu ihnen zurück. Und neugierig blickte ich jetzt in sein Gesicht. Frank hatte mich gerettet, so empfand ich es. Er verkörperte für mich das Versprechen einer schönen, neuen Zukunft.

„Jetzt habe ich dich endlich!“, rief er freudig und führte mich zu der Sonnenterrasse. Ringsherum bolzten Jugendliche aus unserem Haus und schossen auf zwei improvisierte Tore. Aber weiter hinten zog sich schon der Himmel dunkelblau zusammen. Bald saßen wir nicht auf der Terrasse, sondern einige Meter von ihr entfernt auf einem Stück schönsten Grases.

Ich blinzelte in die Sonne, dann warf ich einen freundlichen Blick auf Frank, der

für mich Heldenstatus besaß. Das sagte ich ihm sogar offen ins Gesicht. Er quittierte es mit einem freundlich-anererkennenden Nicken.

„Ich will jetzt was mit meinem Leben anfangen!“, verkündete ich laut.

„Du warst sehr vorsichtig!“, sagte Frank daraufhin und unterdrückte ein Lächeln. Er wischte sich den Schweiß von der Stirn. Ruhig tauschten wir uns aus, so dass eine Art Vertrauensbasis entstand. Meine Einsicht, die ich für sehr wichtig hielt, wollte ich ihm beweisen, weshalb ich im Gespräch herausstellte, dass ich künftig immer arbeiten wollte. Ich wurde von meinen Kumpels als Nerd respektiert, konnte somit auch Referenzen vorweisen.

Doch überraschend begann Frank zu schweigen. Das verunsicherte mich. Es zuckten seine Gesichtsfalten. War er mit mir wirklich einverstanden?

Ein Junge warf den Fußball nach mir. Unsanft wurde mein Kopf getroffen. Dem Jungen zeigte ich nur den Vogel. Plötzlich stand Frank auf: „Komme gleich wieder!“

Mein Heimaufenthalt musste ein Ende haben. Ich war doch jetzt ein „Hundertprozentiger“! Minuten verstrichen. Als Frank zurückkehrte, bemerkte ich Herrn Herzog neben ihm. Unser Heimleiter war kein sehr freundlicher Zeitgenosse. Wir setzten uns zusammen auf die Sonnenterrasse.

„Du kannst noch nicht in das andere Programm, Dieter!“, sagte Frank. Ich erschrak sehr, versuchte dem Gespräch der beiden Männer bestmöglich zu folgen. Diese hielten dann auf einmal inne, saßen da und beobachteten mich ein bisschen.

Wie würde ich das alles aushalten? Nicht viel fehlte, beinahe wäre es zu einer Tätlichkeit gekommen. Ich drohte von innen nach außen auseinanderzufallen.

Heute habe ich es viel besser als damals. Das steht fest. Ich sitze in dem Ledersessel und schreibe auf, was ich damals erlebte. Meine kleine, schreckliche Geschichte.

● Silvia Friedrich

Halbe Treppe

Ich kam in den Siebzigern nach Westberlin wegen Peter, der sich hier vorm Bund drückte. Dann in so eine WG mit paar Jungs, alle mit Riesenmatte. Kein Mensch hatte kurze Haare. Wer kurze hatte, gehörte zum Establishment. Beim Einzug hatten sie alle mit Eiern geworfen aus Spaß. Überall klebte der gelbe Dreck und wurde zum Teil der Inneneinrichtung. Die bestand aus Matratzen und Holzkisten vom Sperrmüll.

Wir waren zu fünft. Ich, der Lodde, Ulli, Peter und Cat Stevens. Cat hieß eigentlich Heinrich und kam vom Bauernhof wie wir alle. Offiziell haben alle studiert, aber ansonsten nur in den Kneipen rumgehungen. Billard, Flipper und Rauchen auch, klar. Alles, was man so kriegen konnte.

Einmal bin ich mit rein in die Rocky Horrorshow. Irgendwo in Kreuzberg. In so einem Kino mit Drogen jeder Art. Und ich dazwischen dachte, das ist nicht meine Welt. Aber Kudamm war langweilig und ist es noch. Zu viel Aufmerksamkeit hat der feine Westen noch nie verdient. Den Osten mal zu besichtigen war schwierig. Besonders, wenn man sich auch als Berliner angemeldet hatte. Mit behelfsmäßigem Personalausweis. Uns Behelfsmäßige konnten die Stasis nämlich nicht ausstehen. Die taten immer so, als ob wir die Sowjetunion überfallen würden, wenn wir mal hinter den Stacheldraht gucken wollten.

Peters Mutter, so eine Wilmersdorfer Witwe aus Niedersachsen, stand regelmäßig bei uns auf der Matte. Jedes Mal beschwerte sie sich bei mir wegen des Drecks. Außerdem wollte sie unser Verhältnis legalisiert haben mit Kirche, Kindern und Häkeldecken. In der Wohnung gab es nur ein Klo auf halber Treppe. Da das den Jungs oft zu weit war, pinkelten sie gleich ins Waschbecken.

Und ich beschloss eines Tages, das Etablissement zu verlassen. Von da an hockte ich im vierten Stock Hinterhof, sah auf die Hauswände und war einsam, doch froh, allem entkommen zu sein. Ich wurde Erzieherin. Passte zum Zeitgeist. Laisser-Faire war gerade überstanden, nun suchte man nach Neuem. Wir diskutierten, gingen ins Grips, demonstrierten und machten Befreiungsgruppen auf, in denen man Urschreie ausstieß. Aber wenn man die Jungs abends bei Schmalzbrot und Bier in den Eckkneipen traf, waren sie wie ihre Väter. Testosteron bestimmt das Bewusstsein.

Mir gefiel nichts in diesem Westberlin. Nicht die halbe Stadt, nicht die westdeutschen Wohlstandsjugendlichen, die hier ihren Überdruß loswerden konnten. Nicht der Osten nebenan und erst recht nicht die lange Juckelei über die Transitstrecke nach Hause. Wenn man zur Musik von Jethro Tull, den Stones, David Bowie in Endlosschleife Kassetten abnudelte und Ian Durys Hit *me with your Rhythm Stick* sich noch rhythmischer verhielt durch Anpassung an die schlechten Straßenverhältnisse im DDR-Transit, dann konnte man sich schon mal die elenden Warum-Fragen des Lebens stellen. Was soll das hier eigentlich alles, und warum ändert es keiner?

Wir wussten noch nicht, dass bald die Achtziger anstanden und dass es noch niemals in der Geschichte der Mensch-

heit ein überflüssigeres Jahrzehnt gegeben hatte. Höchstens das Wendejahr, das bezeichnenderweise ganz am Schluss der Dekade kam, wog all den musikalischen, kulturellen Mist auf, der da von 80 bis 89 so verbochen wurde. Hatte ich noch gedacht, dass der Untergang der Stones anstand, als Mick diese dämliche Angie ansang, so wurde ich eines Besseren belehrt, dass alles noch viel schlimmer gegangen wäre, wenn man am Vorabend der Achtziger einen Blick in die Zukunft hätte werfen können.

Aber noch tummelten wir uns in den sterbenden Siebzigern. Der kalte Krieg heizte jedem ein. Und unser Großstadtfragment hielt sich wacker. Wie ein alter verrottender Backenzahn. Die Städte im Westen konnten unserer Insel im Sozialismus aber nicht das Wasser reichen. Dann doch lieber hier zwischen Türkenflohmarkt im U-Bahnhof Nollendorfplatz, Kreuzberger Kiezgetue, Neuköllner Kneipenlangeweile und Kudamm-Touristenscheiß. Und ja klar, natürlich unsere Mauer. Die einfach so dastand. Wie schon immer. Keiner von uns hatte Berlin je ohne sie gesehen. Überall Ende, wenn man sich zu weit vorwagte. Boing, Mauer. *You Are Leaving The American Sector*.

An einem langweiligen Tag traf ich Peter wieder am Fachbereich Jura. Ich wollte den Scheißgören den Rücken kehren und erkundigte mich nach dem Jurastudium. Er erzählte, dass er jetzt bald fertig sei, und deshalb mussten auch die Haare dran glauben. Und dass er jetzt zusammenwohne mit Lisa aus der Vorlesung Prozessrecht für Fortgeschrittene. Die passe sehr gut zu ihm, meinte ich und ging. Ich suchte wieder mal nach einem Zimmer in einer WG. Vielleicht sogar wieder mit Klo auf halber Treppe.

● **Gisela Feuersenger**

In Schweigen gehüllt

Die Nacht raubte dem Tag sein letztes Licht, dennoch drückte die bleierne Hitze immer noch die Dächer der Häuser tief auf gesichtslose Fassaden. Auf der an den kleinen Park angrenzenden Straße vor seinem Wohnblock verloren sich nach und nach in der Stille der Nacht die Geräusche des Tages.

Nur in Victors Innerem tobte eine Unruhe, die ihn seit Wochen nicht schlafen ließ. Was bezweckte dieser stumme Anrufer mit unterdrückter Nummer, der sich neuerdings jede Mitternacht für einen Moment in sein Leben drängte? War dieser Fremde nur ein wütender Leser oder ein Konkurrent, der ihm auf diese Weise seinen Ärger mitteilen oder ihn in seinem Schreibfluss stören wollte? Oder war dies eventuell auch ein Fingerzeig aus dem Jenseits, so wie es dem Protagonisten seines neuen Romans mehrfach geschah? Wollte etwa ein Wesen aus einer anderen Welt mit ihm kommunizieren, und er verstand es nur nicht?

Seit Stunden stierte Victor auf seine bisherigen Aufzeichnungen, doch in seinem Kopf hörte er nur den Widerhall des geheimnisvollen Atmens am anderen Ende der Leitung. Keine zündende Idee, keine Worte oder Sätze, die scheinbar mühelos auf das Papier glitten. Bisher hatte er geglaubt, Herr der Lage zu sein, die Handlungsfäden seines Romans selbst zu spinnen, sie kunstvoll zu verschlingen, um sie dann zu gegebener Zeit wieder zu entwirren. Aber wie sah es jetzt aus? Es schien ihm, als entglitten ihm die Fäden, ein anderer führte Regie. Das machte ihn wütend. Versuchte er auf diese Weise, Einfluss zu gewinnen? Verzweifelt las er erneut – wer weiß, zum wievielten

Male – das zuletzt Geschriebene in der Hoffnung, dass es ihm weiterhelfen könne. Doch vergebliche Liebesmühe! Bleierne Müdigkeit quälte ihn. Resigniert stand Victor auf, löschte alle Lichter, schloss die Fenster und legte sich erschöpft auf sein Bett. Das weitere Szenario kannte er bereits: Zunächst würde er sich wie bereits seit Tagen selbst schelten, dass er das Läuten nicht einfach ignorierte, sondern immer wieder den Hörer abnahm. Aber er konnte es nicht leugnen, dieses gemeinsame Schweigen war mittlerweile ein Teil von ihm. Es zog ihn magisch an, so als zwänge es ihn, eine fällige Entscheidung zu treffen, die ihn seit Jahren belastete. Dann würde er sich unruhig von links nach rechts wälzen, sich auf den Rücken drehen und selbst das Ticken der Standuhr als Bedrohung empfinden. Irgendwann würde er den Versuch einzuschlafen entnervt aufgeben und sich auf das Sofa im Wohnzimmer schleppen. Hier würde er nach dem Programmwähler greifen und sich mit blödsinnigen Filmen bis zum Morgen grauen zu betäuben versuchen. Doch in dieser Nacht kam es anders. Er saß kaum auf dem Sofa und begann sich von einem zum anderen Programm zu zappen, als er in einen bleiernen Schlaf fiel.

Er sah sich zurückversetzt ins Atelier seiner Frau und diese in kritische Betrachtung vertieft vor einem ihrer gerade fertiggestellten Bilder stehen. Als sie ihn bemerkte, fasste sie ihn um die Taille und lehnte ihren Kopf liebevoll an seine Schulter. „Was hältst du davon?“, fragte sie und schaute ihn erwartungsvoll an. Er glaubte, ihre Wärme wieder zu fühlen.

In diesem Moment spürte er, wie sich eine Hand auf seine Schulter legte und ihn zu sich umdrehte. Blicke trafen sich, und er erstarrte. Es gab keinen Zweifel: Diese Erscheinung, die ihm gegenüber-

stand, war er selbst. Sie zwang ihn, ihr zu folgen. Ihm schwante Schlimmes. Er wandte alle Kräfte auf, um sich loszureißen, aber der Griff um seinen Arm wurde umso fester, je stärker er sich sträubte. Sein Ebenbild zog ihn zu einer verschlossenen Tür, die sich in sein Gedächtnis eingebrannt hatte und die er um keinen Preis der Welt öffnen wollte. Er weinte, flehte um Nachsicht, nicht hineingehen zu müssen. Aber sein Ebenbild kannte keine Gnade. Es zerrte ihn in den Raum. Er wusste, was ihn jetzt erwartete, er wusste es. Aber noch einmal wollte er es nicht erleben, auch nicht im Traum.

Die Sonnenstrahlen, die durch die weit geöffneten Fenster des Zimmers fielen, blendeten ihn. Langsam gewöhnten seine Augen sich an das grelle Licht. Er erkannte ihr Ehebett, daneben auf dem Nachttisch zwei geleerte Packungen Beruhigungstabletten und ein Cognacglas. Und dann sah er seine geliebte Frau, ihren leblosen Körper und ihr leichenblaues Gesicht tief in die Kissen eingesunken, so als wolle sie sich verstecken vor dem Leben, das ihr unerträglich schien.

Das Entsetzen über das Geschehene versetzte ihn in diesem Moment genau wie damals in Trance. Er wankte zum Bett, fiel davor auf die Knie und weinte hemmungslos. Schuldgefühle quälten ihn, dass er blind gewesen war für die Anzeichen, die er rechtzeitig hätte erkennen müssen, um dieses Unglück zu verhindern.

Er drehte sich zu seinem Ebenbild um, das die ganze Zeit dicht hinter ihm stand. Dieses nickte ihm wissend zu und schlang seine Arme um ihn. Victor spürte, wie er bei dieser Berührung mit der Gestalt verschmolz und in ihm die Kraft freigesetzt wurde, das Geschehene zu akzeptieren und sich zu vergeben.

Nass geschwitzt schreckte er aus seinem Traum auf. Er eilte zu seinem Schreib-

tisch. Sein Roman musste zu Ende geschrieben werden. Wie im Rausch tanzten seine Finger über die Tastatur.

Der schweigsame Anrufer meldete sich nicht mehr.

● Thomas Berger

Zu zweit

Ein trüber Sommermorgen umfing die stille Insel. Kühler Wind strich um das hübsche Backsteinhaus im Sanddornweg. Enno Bohlhagen, ein Mann Ende fünfzig, hager und ergraut, schaute versonnen zu den Dünen hinüber, wo der Strandhafer wogte.

Doch er verweilte nicht lange am Küchenfenster, denn Aufgaben warteten auf ihn. Er hatte sich angewöhnt, für sich und seine Frau, die ungern früh das Bett verließ, das Frühstück zu bereiten. Die allmorgendlichen Verrichtungen, denen er seit ziemlich genau drei Jahren nachging, taten seiner Seele wohl.

Für einen recht schweigsamen Menschen, wie er es war, oder sagen wir besser: wie er es geworden war, bot sich so an jedem Tag eine gute Gelegenheit, Theda zu zeigen, wie sehr er sie liebte und wie wichtig sie für ihn war. Sie verstand, daran zweifelte er nicht, was er ihr auf diese Weise mitteilen wollte.

So legte er alles zurecht, was zu einem reichhaltigen und gesunden Morgenmahl gehört. Die Zeit drängte nicht; denn erst am späten Vormittag würde er Touristen durch das Watt führen. Mit dem Fahrrad fuhr er—gegen den aufgefrischten Wind ankämpfend—zur Backstube. Über ihm flog ein Schwarm Silbermöwen mit durchdringenden Warnrufen hinweg. Wieder daheim angekommen, kochte er eine große Kanne feinen Ostfriesentee.

Am nächsten Tag, einem Sonnabend, würde er wie jede Woche einen Blumenstrauß kaufen, um seiner Frau eine Freude zum Wochenende zu bereiten. Er brachte sommersüber stets ihre Lieblingsblumen mit, rote Gerbera.

Als die Küche wohligh warm und der Tee trinkfertig war, rief er zärtlich zum Schlafzimmer hinauf ihren Namen. Er lauschte. Wie aus einer unbestimmten Ferne vernahm er ihre Stimme. Er setzte sich und wartete mit freudigem Herzen auf sie.

Auch an diesem Morgen würde sie nicht den gewohnten Platz neben ihm einnehmen. Vor drei Jahren war sie völlig überraschend gestorben.

● Beate Gruhn

Flucht

„Warum stehst du hier?“, fragte der Mann.

„Weil ich schaue.“

„Warum?“

„Das kann ich dir nicht sagen.“

„Warum nicht?“

„Weil es verboten ist.“

„Warum ist es verboten?“

„Weil man nicht darüber sprechen kann.“

„Man kann über alles sprechen“, sagte der Mann und strich sich mit der Hand durch die weißen Haare.

„Nein, das stimmt nicht.“ Und sie wollte weitergehen.

Der Mann stellte sich ihr in den Weg.

„Bleib doch, woher kommst du?“

„Ich?“

„Ja, du.“

„Von der anderen Seite der Welt.“

„Das verstehe ich nicht. Ich denke, wir haben eine Welt, die rund ist. Ich er-

kenne keine Seiten.“

Sie war müde. Die Reise von der anderen Seite war lang und anstrengend gewesen. Sie konnte doch diesem Fremden nicht sagen, dass sie geflüchtet war, sich retten konnte. Und nun sah sie, wovor sie geflüchtet war, auch auf dieser Seite der Welt.

„Was ist mit deinen Augen, warum hast du sie so weit aufgerissen, was ängstigt dich?“

Sie setzte sich auf einen Stein an den Rand des Feldes. Eines verwüsteten Feldes. „Ich will mich nur ausruhen“, sagte sie.

„Komm“, sagte der Alte freundlich, „komm erst mal mit zu mir. Du siehst sehr ausgehungert aus.“

„Auf der anderen Seite gibt es nichts mehr“, flüsterte sie, stand auf und folgte dem Fremden.

„Was hast du eben gesagt?“, fragte der Alte.

„Ist nicht so wichtig.“

Es war heiß, die Sonne stach. Gemeinsam wanderten sie den staubigen Weg entlang, schweigsam.

„Bei mir im Haus ist es kühl. Ich habe einen Brunnen und einen kleinen Garten, es wird dir gefallen“, unterbrach er das Schweigen.

Und zum ersten Mal nach ihrer Flucht kam Hoffnung auf.



● Uwe Kullnick

Mara 13

Er bekreuzigt sich hastig, holt tief Luft und blickt in die erregten Gesichter. Dann kommt die erste Faust.

UNO

Schläge hageln auf ihn ein.

DOS

Ein dreckiger Nike-Schuh trifft sein Gesicht. Nierenschläge werfen ihn auf die Knie.

TRES

Ein Stiefel kracht zwischen seine Beine. Ihm wird übel.

CUATRO

Einige Monate zuvor.

Ihr Vater presste seine Hand auf ihren Mund und lauschte. Dann zerrte er Leya ins Gebüsch, und sie warfen sich auf den Boden. Bahnarbeiter patrouillierten am Zug. Unflätig verfluchten sie die „Migrantes“ und die „beschissene Ruta“. Die Lichtfinger ihrer Handlampen zerstachen die Dunkelheit. Sie glitten unter den Zug, zu den Bäumen und ins Gebüsch. Einer raste über Leyas Gesicht. Aber er kam nicht zurück. Myriaden Zikaden sangen:

„Fahr nicht Leya, fahr nicht.“

Zitternd hing sie an ihrem Vater. Später schlichen sie zum Zug zurück. Leya stolperte.

„Cállate, sei leise“, zischte ihr Vater. Er ermahnte sie noch einmal: „Denk an die Maras, sie töten Migrantes. Hüte dich vor den Kinderbanden.“ Er schob Leya

aufs Dach des Güterwaggon.

„Pass auf fremde Kinder auf“, und schon verschluckte ihn die Dunkelheit.

Der Zug ruckte an. Leya klammerte sich an die Eisenstange der Dachluke. Nun war sie auf der langen Reise in die USA, auf der gefährlichen Ruta.

Der Zug ratterte durch die Nacht und Leya lag reglos auf dem Waggon.

„... die Kinder ... fremde Kinder“, tobten ihre Gedanken „Sie töten Migrantes, ... töten dich!“

Im Licht der Sterne und des aufgehenden Mondes blickte sie sich um. Gracias a Dios, sie sah keinen Menschen. Sie setzte sich auf und blickte nach Norden, nach Amerika. Der Fahrtwind wirbelte ihre schwarzen Haare um ihr Kindergesicht. Schließlich band sie sich todmüde an die Eisenstange und schlief auf dem schwankenden Dach ein.

Der Zug stand im Güterbahnhof.

„Wenn er länger hält, musst du unbedingt runter vom Dach. Versteck dich, comprende?“ drängten Vaters Worte.

Ihre Angst hielt sie oben, aber sie musste mal. Dringend! Ihr Bündel und der Wasserkanister blieben auf dem Dach. Sie huschte ins Gebüsch und hockte sich hin. Weiter vorn am Zug wurde es laut. Sie sah Menschen auf einem Waggondach kämpfen, ein Schuss knallte, und jemand stürzte vom Dach. Die Gestalten johlten, kletterten herunter und waren nicht mehr zu sehen. Leya hockte erstarrt im Gebüsch. „Psst, psst. Sei leise.“ In rasendem Erschrecken fuhr sie herum. Ein kleiner Junge, kleiner noch als sie selbst, stand neben dem Gebüsch. Verlegen presste er den Zeigefinger auf die Lippen.

„Psst. Komm weg hier, das sind Maras. Sie suchen Migrantes. Sie vergewaltigen und verkaufen dich, wenn sie dich kriegen. Weg hier, schnell weg.“

„Trau keinen fremden Kindern“, dröhnte es in ihrem Kopf.

„Komm, schnell!“

Leya zögerte:

„Meine Sachen sind noch auf dem Dach.“

„Nein, nein, lass sie liegen, sonst kriegen sie uns. Wir müssen weg hier, schnell weg.“

Ein langer Blick noch – dann glaubte sie ihm.

Eine Woche später kannten sie sich schon ein wenig. Sie teilten sich eine große Pappkiste in einer Nebenstraße. Hier schliefen sie und aßen, was sie tagsüber erbettelt oder gestohlen hatten. Leya kam aus Guatemala; viele Geschwister; keine Arbeit; kein Geld; keine Heirat; dabei war sie mit zwölf Jahren die Ältteste. Der Vater hatte sie über die Grenze nach Mexiko gebracht, ihr ein bisschen Geld gegeben und gesagt: „Geh, und such dir eine Stellung in Amerika und schick das Geld“, und jetzt saß sie hier in Veracruz fest. Natalio hatte eigene Probleme. Er haute ihr sogar eine rein, als sie nicht aufhörte von Amerika zu reden. Sie sprachen zwei Tage nicht miteinander, obwohl sie die Nacht gemeinsam in seiner Kiste schliefen. Natalios Problem waren die Maras. Er gehörte schon halb zu ihnen, aber eben nur halb. Am Tag als er Leya traf, durfte er noch nicht mit der Mara-Gruppe zum Migrantenkillen, dennoch war er ihnen nachgeschlichen. Während er die Bande beobachtete, kletterte das kleine Mädchen mit den schwarzen Locken zum Pipimachen vom Zug, und er musste an seine Schwester denken.

Die Maras haben Gesetze: Verlass deine Familie, besorge Geld, ermorde einen Feind und überlebe, dann sind wir deine Familie. Um dem Hunger und den ewigen Schlägen des Vaters zu entgehen, war Natalio schon vor Wochen in die Stadt geflohen. Jetzt saß er in der Pappkiste mit dem unbändigen Verlangen ein Mara zu werden.

„Ich werde Geld besorgen, damit du zu deinen Gringos kommst.“

„Willst du arbeiten gehen?“

„Ich erledige einen Auftrag“, sagte er mit wichtiger Miene.

„Was sollst du machen?“

Er sah zu Boden.

„Was?“, fragte Leya, und wie Mama legte sie ihre Stirn dabei in Falten. „Ach, lass mich!“, maulte Natalio und lief weg. Nachmittags saß Leya gegenüber ihrer Wohnkiste vor dem Obstladen auf dem Bretterboden. Sie hatte den kleinen Laden ausgefegt und dafür zwei Pflirsche bekommen.

Während sie voller Vorfreude daran roch, tauchte ein fetter, ungefähr dreizehnjähriger Mayajunge mit vielen Tattoos vor ihrer Wohnkiste auf. Ein anderer Chico, dessen zerfurchtes, altes Gesicht unendlich weit von seinen tatsächlich fünfzehn Lebensjahren entfernt war, begleitete ihn. Sie zerrten Natalio brutal aus der Wohnkiste, redeten auf ihn ein und gaben ihm ein kleines schwarzes Ding. Pflirsichsaft tropfte von Leyas Lippen auf ihre nackten Beine, als die beiden Chicos auf den Laden zukamen.

Ihre Blicke krochen an den glänzenden Saftflecken entlang, die Schenkel hinauf und unter ihr Kleid. Während sie vorübergingen erkannte Leya das Tattoo „Mara 13“ auf der nackten Brust des fetten Jungen. Der Dünne hatte das gleiche Zeichen am Hals, und drei schwarze Tattoo-Tränen rollten über seine Wange. Bei den Maras stand jede Träne für einen Mord. Alle hier wussten das. Natalio verschwand und kam auch zum Schlafen nicht zurück. Am nächsten Abend war Leya immer noch allein. Die beiden Maras trieben sich lange in der Nähe der Kiste herum, bevor sie wieder im Gewühl der Straße verschwanden. Weit nach Mitternacht kam er zurück. Zitternd stand er vor der Kiste. Leya zog ihn herein. Sie hockte sich auf den Boden, nahm ihn in die Arme und drückte seinen Kopf an ihre kindliche

Brust. Sie summte ein Kinderlied aus ihrer Heimat. Natalio weinte erbärmlich. Er zitterte, als läge er nackt im Schnee. Stundenlang weinten sie.

Am Morgen gab sie ihm ihren zweiten Pflirsich. Natalio biss hinein, und Saft, Rotz und Tränen krochen auf sein Hemd. Er übergab sich. Rasch zog Leya die Beretta aus seinem Gürtel und versteckte sie in einer Ecke der Wohnkiste. Natalio war nun fast ein Mara, und es folgten ruhige Monate. Probeweise teilten sie ihm eine winzige Callejuela im Stadtviertel seiner Mara Clique zu. Er bekam Schutzgeld von den Marktfrauen und einem winzigen Lebensmittelgeschäft. Der Dreitränen-Chico begleitete ihn anfangs.

„Die Dealer lässt du in Ruhe, die kassieren wir, comprende?“

Sein erstes Tattoo war das Siegeszeichen der Maras, eine Faust mit ab gespreiztem Daumen und kleinem Finger. Am nächsten Tag schüttelte ihn das Fieber, und Leya pflegte ihn, wie früher schon die Geschwister. Fiebernd griff Natalio ihr unters Kleid und versuchte sie zu küssen. Sie schlug ihn und stürmte weinend in den Laden gegenüber. Später vertrugen sie sich wieder. Der Mayajunge, den sie El Graso, den Fetten nannten, erlaubte Natalio die Beretta zu behalten. Von nun an trug er sie stolz im Gürtel.

Eines Nachmittags polterte Natalio unvermittelt heraus: „Ich muss zu den Jungs ziehen.“ Leya erstarrte.

„Wann?“

„Übermorgen. Sie nehmen mich auf, und dann ziehe ich zu ihnen.“

Verzweiflung brach aus ihrem Gesicht.

„Lass uns zusammen nach Norden fahren, ja? Wir gehen über die Grenze, Si? Gemeinsam, si?“

„Nein, Leya. Ich muss zu den Maras.“ Wortlos verging der Tag.

Der Chico mit den drei Tränen im Gesicht kam früh morgens. Leya und Na-

talio schliefen noch eng umschlungen in ihrer Kiste.

„Morgen Nachmittag geht’s los!“ Mit den Augen eines gefräßigen Tieres taxierte er Leya. „Bring deine Schlampe mit. Entweder sie wird eine von uns oder sie muss verschwinden. Klar?“

Leya bat Natalio, ob sie doch bei ihm bleiben dürfe, egal wie, als Schwester, Frau oder Geliebte. Als Mara konnte er sie doch beschützen?

„Nein, du müsstest erst aufgenommen werden, das ist genau wie bei mir.“

„Ich muss auch wen erschießen?“

„Nein, das müssen Frauen nicht, aber sie ...“ Unsicher huschte sein Blick über ihr kindliches Gesicht. Seine Oberlippe zitterte, und er wurde wütend wegen seiner feuchten Augen. „Sie werden alle über dich herfallen, dich ausziehen und ... alle, und ich muss mitmachen“, schnauzte er und wendete sich ab.

„Oder du ... - nein, vergiss es, die Prüfung hältst du nicht aus! Ich schaffe das, aber du hältst das nicht aus! Du nicht!“ Es war ein warmer, sternenklarer Abend mit ein bisschen Mond. Natalio und Leya standen am Bahndamm. „Hier hast du Geld. Es sind sogar echte Dollars dabei.“ Leya nahm es wortlos.

„Pass unterwegs auf die anderen Mara-Cliquen auf, ja?“

Er starrte die Nacht an, als wäre sie sein Feind.

„Bleib immer liegen und pass auf, ob wer auf den Zug steigt.“

Sie hielten sich fest an den Händen. Natalios Gesicht verschwamm in Leyas Tränen.

„Kann ich nicht doch bei dir ...“

„Du musst weg, sofort.“

Ihr geflüstertes „Si“, hieß No.

„Du musst gehen, jetzt!“

Er umarmte sie.

Die beiden Kinder fühlten weder die spitzen Schottersteine unter ihren dünnen Schuhsohlen, noch rochen sie den stinkenden Viehwagen neben sich. Der

Abschied sog den Schutz, die Vertrautheit und jede gemeinsame Zukunft aus ihnen heraus, und ein körperlicher Schmerz drängte sich schneidend zwischen sie. Leyas Verzweiflung übertönte den kreischenden Gesang der Zikaden. Natalio schob sie ein Stück von sich weg, sah sie trotzig an und drückte so was wie einen Kuss auf ihre schmalen Lippen. Dann half er ihr aufs Dach. Als der Zug anfuhr, musste er wieder an das kleine Mädchen im Gebüsch denken. Leya lag auf dem Dach und weinte. In der elenden Pappkiste wälzte sich Natalio durch den Rest der Nacht. Tequila half ihm, die Zeit zu töten. Leya wird ... und Leya kann ... und Leya ..., dann war es endlich genug Schnaps. Nachmittags bringen ihn El Graso und der Dreitränen-Chico zur Plaza. Leya liegt seit Stunden auf dem Dach. Sie ist völlig steif und kann nicht schlafen, und die Sonne brennt. Natalios Stimme klingt noch nach, hilft ihr durchzuhalten. Zweimal hält der Zug. Nichts passiert. Als sie einen Bahnhof verlassen, stehen winkende Kinder auf einer Brücke. Leya sieht weg. Natalios zerschlagenes Gesicht ist tränennass, blutet und schwillt an.

CINCO

Er wehrt sich und trifft. Dafür kommt es mit doppelter Wut zurück.

SEIS

Sie schleudern ihn herum, bis er fällt. Es hagelt Faustschläge und Tritte.

SIETE

Dreihundert Meilen noch bis zur Grenze. Der Zug hält. Ein Gabelstapler fährt direkt auf Leyas Waggon zu und dann langsam vorbei.

„Madre Dios, Gracias.“

Dann geht die Fahrt weiter.

Haut platzt, nur noch Schmerzen, Blut und Verzweiflung.

OCHO

Eine Kinderfaust kracht auf seinen Mund und die Lippen platzen auf.

NUEVE

Im Grenzort Juarez wird sie sehen, wie es weitergeht. „Nimm bloß keinen Schlepper. Die rauben dich aus und verkaufen dich an einen Puff!“ hatte Vater gesagt.

Die Jungen hämmern weiter auf Natalio ein.

DIEZ

Leya hebt müde den Kopf vom Rucksack. In diesem Moment schiebt sich ein kleines, zerknautschtes Kindergesicht über den Rand des Waggons. Ihr Atem stockt, und ihre Eingeweide wüten. Das Gesicht verschwindet und kommt mit einem zweiten zurück.

Natalio wälzt sich schreiend am Boden, während sie in ihn hineinspringen – „Jump-In“ nennen sie das.

ONCE

Die beiden Jungs kommen näher. „Schieß, wenn sie kommen, schieß! Sie werden dich vergewaltigen und umbringen“, hört sie Natalios Stimme, „Du musst schießen! Du musst!“ Leya umklammert die Beretta. Der Ältere greift unter sein Hemd. Jetzt. Leya schließt die Augen, drückt ab, wieder und wieder. - Das Dach ist leer.

Natalio krümmt sich im Dreck der Plaza, seine Hände schützen immer noch sein Gesicht, „Hört auf, hört doch auf ...“

DOCE

Leya ringt nach Luft. Der Zug Schaukelt, und sie kämpft ums Gleichgewicht. Ein Tritt von hinten haut ihr die Beine weg. Sie fällt, und ihr Kopf schlägt schwer auf das Zugdach.

El Graso zielt sorgfältig mit der Schuhspitze auf Natalios Schläfe, holt aus und ...

TRECE

„Final, aufhören!“, schreit die Meute.

Leya liegt auf dem Rücken, als sie zu sich kommt. Einer der Jungen packt ihre Hände, zieht sie über ihren Kopf. Der andere hält ihre Füße fest. Der Dritte steht breitbeinig gebückt über ihr, brüllt, spuckt sie an und drückt ihr ein Messer an den Hals.

„Halt still, Guache!“

Der Kerl an den Füßen fasst ihr unters Kleid und reißt an ihrem Slip. Mit einer Hand kann er ihre Beine nicht festhalten, sie tritt zu und schleudert ihn fort. Dem Kerl mit dem Messer hämmert sie den Fuß zwischen die Beine, macht sich los, springt auf, stößt ihn mit beiden Händen vom Dach und rennt zum Ende des Waggons. Weg, nur weg. Schnell runter vom Dach. Da durchschlägt eine Kugel ihr Schulterblatt und platzt aus ihrer Brust heraus. Sie schwankt, rudert mit den Armen und, während der Zug eine Linkskurve fährt, taumelt sie zur Seite, greift ins Leere und fällt vom Dach.

Natalio liegt mit dem Gesicht im Dreck, keuchend stemmt er sich hoch. Außer Atem stehen die fünf Schläger vor ihm. Er spuckt Blut und abgebrochene Zähne in den Staub. Die Mara-Clique starrt ihn an. Sein verquollener Mund zerreißt. Zerreißt zu einem Lächeln. Jetzt ist er ein „Mara 13“. Von zuhause abgehauen, hat er für die Clique Geld besorgt, einen Feind erschossen, und er hat die Drei-

zehn-Sekunden-Prüfung überlebt. Leya musste weg. Sie hätte das nicht ausgehalten. Nicht die Vergewaltigung durch die ganze Clique und schon gar nicht diese dreizehn Sekunden. Natalios Lächeln reicht einen Augenblick lang bis zu Leya.

Kurz vor dem Grenzzort Ciudad Juarez verwesen drei Kinderleichen neben den Schienen. Ein Stück weiter reicht eine Kaktushecke bis an die Gleise heran. Dort liegt, wie weggeworfen, ein kleines Mädchen auf den Dornen der Kandelaberkakteen. Verdorrt und das Gesicht von Vögeln zerhackt, ruht sie auf dem Rücken. Ihr blaues Kleid leuchtet in der Sonne.



copyright 2016 artisaad Norbert Gerstlacher • Aufbegehren im Zorn

LYRIK Liste der Autoren

Christine Zickmann, Du gehst.....	16
Elisabeth ba Schmid, nachrichten	16
Heinz Zeckel, Gespräch unter Freunden	16
Beate Gruhn, Ich ging in den Tag	17
Beate Gruhn, Der Fang	17
Patricia Strunk, Beben.....	17
Marlies Strübbe-Tewes, Spring ab!	18
Inge Zahn, In der Berghütte	18

● Christine Zickmann

Du gehst

Du gehst, löst dich aus Raum und Zeit
und legst auf meine Traurigkeit
entrückt schon deine Hände.

Ist dies das Ende?
Gehst du nun deinen letzten Schritt?
Du mein Gefährte, nimm mich mit.

● Elisabeth ba Schmid

© ba juli 1016

nachrichten

worte
1 einziges wort
geschrieben krieg
hat der 1 herz
dornröschenschlaf
wahn
als witz
1 gipfel
noch 1 treffen
verhandlung
mehr geschacher
mord und totschlag

das ganze wochenende
auf dem küchentisch
1 herz verschluckt sich
draussen platzt regen
nebel hält sich
lautlos

● Heinz Zeckel

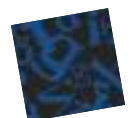
Gespräch unter Freunden

Eigentlich waren wir ratlos...
Die Vase auf dem Tisch wie eine Urne.
Du sprachst vom Tod deiner Mutter.

Umgang mit Begräbnissen im Herbst
den vielen Augen im Altweibersommer.
Nicht wissen wie man Trauer in Krawatten trägt.

Wir sprachen davon wie sich Tote verfärben
und wie sie überwintern als
Schmerz in unseren Gefäßen.

Einer sagte:
„Lassen wir die schwarzen Störche ziehen.“
Aber eigentlich waren wir ratlos.



● **Beate Gruhn**

Ich ging in den Tag,
es flammte der Mohn
im Wind.

Der Himmel kam
über die Berge
und legte sich
auf das Feld.

Dann sah ich den Rauch.

Der Fang

Tausende Herzen
in roter See.

Die Fischer werfen
Netze aus.

Klein sind die Fische
an Land.

● **Patricia Strunk****Beben**

Leichte Vibration
steht am Anfang. Das starke
Beben kommt erst noch.
Spürst du die Erschütterung?
Schon zu lange gewartet.

● **Marlies Strübbe-Tewes****Spring ab!**

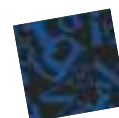
Zeit donnert dahin
wie ein TGV
freudiger Applaus
über Höchstgeschwindigkeit

Die Uhr tickt schneller
im medienverbundenen word-wide-web
Gestern ist überholt
Das Morgen zum Heute gerafft
Das Heute zum Gestern entlassen
Deine rasante Fahrt im Zeitzug
mit Ziel Zukunft

Umblättern einer angegriffenen Illustrierten
Die Uhr im Wartezimmer tickt nicht
ihr schwarzer Zeiger
stoppt bei jeder Sekunde

Dann eine Nachricht:
niederschmetternd, erschütternd
Doch dein Zeitzug rast weiter,
hält an keinem Bahnsteig der Besinnung

Spring endlich ab!

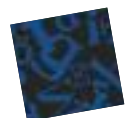


● Inge Zahn

In der Berghütte,
die ich seit langem
einmal wieder bewohnte,
fand ich das Glück:
Als ich achtlos eine
Schublade aufzog,
schimmerte dort -
verblasst -
die pinkfarbene
Haarspange einer Freundin,
deren Tochter Zopf
pinkfarben eine
Haarspange schmückt.
Ihr Glanz ist anders in
sich veränderndem Licht -
wie
hoch ein Ton ...



copyright 2016 artinact Norbert Genslacher • Monastiri



ESSAYS

Liste der Autoren

Dagmar Weck, die liebe zur einsamkeit	19
Dagmar Weck, die brücke zur arbeit	20
Kay Ganahl, Die Brücke	24
Hansjörg Rothe, Dialog der Autoren – der Fall Daoud	25
Friedemann Steiger, Ein bisschen Luther	30
Thomas Berger, Not und Flucht.....	44



● Dagmar Weck

die liebe zur einsamkeit

Louis hält sich, seinen eigenen strengen regeln folgend, gern an orten mit vielen menschen auf, so kann er ihrer nähe am ehesten entfliehen. niemand weiß dort, wer Louis wirklich ist.

er, der vertraute

in sein leben ist sie eingebrochen, verführerisch zeigt sie sich, unberechenbar von mensch und maschine: einsamkeit heißt sie.

um die herzen anderer menschen kümmert Louis sich

mit der ihm eigenen hingabe, er ist kardiologe mit eigener praxis, seine patientinnen und patienten schätzen ihn, mehr noch, sie lieben ihn als arzt und als menschen.

seine freundin Sharon trifft er meist an festgesetzten wochentagen und zu vorherbestimmten uhrzeiten.

spontane zusammenkünfte geschehen selten.

Louis wünscht sie nicht, Sharon

schweigt dazu.

manchmal treffen sie sich zufällig in der stadt, dann bleiben sie auch für eine berechenbare zeit zum essen zusammen.

Louis bemerkt seit längerer zeit, dass Sharon ihm etwas sagen will, dann spricht er über die gäste an anderen tischen, wie oberflächlich sie leben, Sharrons enttäuschung merkt er, seine angst kann er nicht in Worte fassen.

nicht länger als eine nacht und ein frühstück dauern ihre aufenthalte in Louis' haus, ihre liebesnacht verbringen sie dort, beim frühstück sagt Sharon schon mal „etwas fehlt, Louis.“

„das kann nicht sein, ich stehe mitten im leben, Sharon.“

so scheint es. seinen freund Sigg mag Louis in der letzten zeit nicht so oft sehen wie vorher. Sigg

versucht, über Louis verschlossene seele zu reden, Louis sei wie eine unbewohnte gegend, meint sein freund.

der feind ist überall.

Louis verbringt seinen alltag in ‚splendid isolation‘, so glaubt er, sein leben zu verstehen und es sicherer zu leben als viele andere personen.

vor verletzenden worten von freunden, nachbarn und arbeitskollegen fürchtet er sich, also liebt er kurze gespräche und verbindet sich mit äußerst wenigen freunden, genauer gesagt, sind ihm

seine zwei beziehungen, die er hat, genügend herausforderung, ein erfülltes dasein zu genießen.

in ständiger anspannung, Sharon und Sigg könnten sich von ihm abwenden, kontrolliert Louis sich selbst und seine zwei existierenden begleiter.

kontrolle und seine gespannte seelenkonstellation beschenken ihn mit dem Gefühl, einzigartig zu sein, geradezu genial.

das macht ihn aus.

Louis geht allein in seinem haus herum, ein gedanke sucht ihn auf: könnte er diese beiden vertrauten verletzen, ohne dass er es will?

hat er es vielleicht schon getan?

sein PC meldet eine Skype-Verbindung, er nimmt das gespräch an, Sharon meldet sich.

nach einem dialog über die neuesten nachrichten

in der welt und über die neuen Schuhe von Sharon wechselt Sharon überraschend das thema, und ein satz erreicht ihn: „du gibst mir keine identität, Louis.“

das bild

Louis sieht sein kontrollbild auf dem monitor, den mächtigsten seiner feinde identifiziert er: der mann auf dem monitor ist diese ihm feindlich gesonnene persönlichkeit:

Er.

er hat sich an das bild geklammert, das er von

sich entworfen hat, einen unberührbaren Mann gibt es wieder, dieser Mann achtet kaum auf Sharrons und Siggis gefühle, sie dürfen die empfindsamen stellen seines charakters nicht erkennen, den wahren Louis bildet das gemälde nicht ab, es lügt.

dies irae

und das ist gut so. zorn auf die mauern, die er so lange um sich gebaut hat, überkommt den gar nicht kühlen arzt der herzen, abbauen kann er die steine nur selbst, niemand sonst.

seine verletzlichen seiten will er annehmen, so kann er auch seine freundin und seinen freund in seine nähe lassen.

sie sollen seine dünne haut erfahren.

Louis wird sich dabei selbst begegnen, schon morgen.

sanfthochmütig zieht er sich vielleicht auch von zeit zu zeit zurück, mitten in der stadt, an seine lieblingsorte.

die brücke zur arbeit

*Ich denke niemals an die Zukunft,
sie kommt früh genug.
(Albert Einstein)*

***** beziehungskonflikt**

lust, glück und enttäuschung, veränderung und angst, verzweiflung und bestätigung erleben wir mit ihr. die besten jahre unseres lebens verbringen wir mit ihr, die einen großen namen trägt: a r

beit.

arbeit bietet dem menschen außer einer ökonomischen grundlage seinen selbstwert, eine möglichkeit der identifikation und die erfüllung der archaischen sehnsucht des menschen nach einer gewissen sicherheit für die zukunft.

dazu gehört die orientierung in einem sozialen geflecht.

mit in die kommende zeit nimmt ein arbeitender mensch den konflikt zwischen ihm und der sich rasant entwickelnden technologie.

Robin, ein Name für Frauen und Männer zugleich, sei hier der beschäftigte genannt, der einfachheit wegen. wird die maschine in naher zeit wertvoller sein als der, der sie zu seiner erleichterung und zu seinem wohlgefallen geschaffen hat?

in dem augenblick, in dem wir die zukunft begreifen wollen, ist sie schon jüngste vergangenheit.

das jahr 2028 schreiben wir, Robin geht sehr bald mit seiner persönlichen maschine durch das gewusel der stadt. das konstrukt sieht aus wie Robin und trägt seine einkaufstasche. an das menschenwesen gewöhnt sich das maschinenwesen.

***** die brücke zur arbeit**

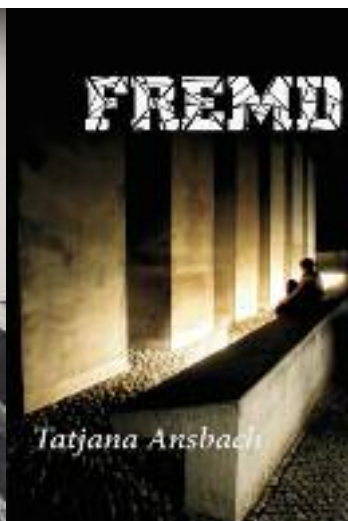
** ähnlichkeit nicht ausgeschlossen

* mitarbeiter in der ferne, bis später', ein mensch verlässt seine wohnung, geht zur arbeit, nachmittags erwartet ihn seine familie zurück.

als Robin erkennen wir ihn, auf seinem weg zum dienst begegnet er im nahverkehrsspeedtrain anderen beschäftigten, einige unerhalten sich, einige zeigen erwartungsvolle gesichter, andere lassen Robin in ihr angesicht schauen, in dem sich zweifel widerspiegeln, unverstellt und mutig. wenige minuten nur braucht Robin, um seinen betrieb zu erreichen.

hier gehört er dazu, vier leute bilden sein eigenes arbeitsteam, einer von ihnen *ist* er. zu sieb waren sie mal im team vor vier wochen, drei dazu gehörige angestellte entfernte die betriebsleitung. lautlos und nahezu unsichtbar für Robin vollzieht sich seine erkennung als der, der er hier ist, und die ihm erlaubt, das innere dieses ehrfurcht verursachenden systems zu betreten und seine kollegen am gemeinsamen ort des tuns anzutreffen. gekommen ist der augenblick, Robin darf über seine sprache verfügen: ‚wie ist es euch ergangen, liebe kollegen?‘

monitore laufen, viel raum beanspruchen sie, aus dem team fehlt jemand, Rüdiger. kurz erscheint er auf einem bildschirm, nickt seinen ex-kollegen zu und schaltet sich ab. derselbe kollege



scheint er noch zu sein. doch anders, herausgenommen aus seiner vertrauten gruppe, ein zweidimensionaler rüdiger. noch steht Robin seinen zwei Kollegen gegenüber, er kann ihnen zuhören, er nimmt sie wahr, ihre gefühle, was und wie sie sprechen, ihre Körpersprache. reden von mensch zu mensch gibt dem menschen erst ein gesicht, etwas zu sagen, das gibt Robin als Robin zu erkennen und ermöglicht ihm eine verbindung zu dem, was er erarbeitet. rüdiger ging ohne abschied, dazu blieb keine zeit mehr. eingegliedert hat man ihn in ein virtuelles team, verbunden mit anderen team-mitarbeitern durch medial vermittelte kommunikation und durch eine zeitsparende und zielgerichtete und verdichtete arbeitsstruktur. die moderne zeit geht bis zum äußersten. den charakter des virtuellen teams bildet die trennung: die zu ihm gehörenden mitarbeiter kennen sich nicht persönlich. sie gehören unterschiedlichen unternehmen an, die in verschiedenen geographischen räumen ansässig sind. an monitoren trifft sich das team. mitarbeiter können ausgetaucht werden. sie brauchen aber einen raum, in dem sie länger fuß fassen und längere zeit tätig sein können, und sei es auch der virtuelle raum an einer wand. der einzelne

eines teams hat bedeutung, nur so kann es etwas leisten, insofern weist sich das team als sozial aus. welches bild sollen sich die zur gruppe gehörenden voneinander machen, wenn sie sich nur auf dem bildschirm sehen und nicht als dreidimensionale persönlichkeiten mit ihren starken und weichen seiten. diese lebensechte erfahrung miteinander ist ihnen genommen. ein virtuelles team arbeitet oft über zeit-zonen hinweg. eine arbeitsgruppe in österreich oder in deutschland meldet sich von hier aus um 15.00 Uhr (MEZ) bei einem kooperierenden team in sydney/australien, das indessen bereits das ‚morgen‘ erreicht hat und sich sein mittagessen schmecken lässt. sydney meldet sich gleichzeitig in österreich, ‚gestern‘. problemlos verreisen diese teams, als besäßen sie macht über die zeit. auf seinem weg nach hause begegnet Robin seinem nachbarn theo, der heute wenig reden möchte. auch theo gehört einem virtuellen team an, er ist ein betroffener wie viele beschäftigte. wie lange er noch die miete für seine wohnung bezahlen kann, weiß er nicht. auf abruf steht theo bereit: nur wenn ihn ein unternehmen benötigt, darf er arbeiten. ein festes, berechenbares einkommen

steht ihm nicht mehr zur verfügung, seinen konsum schränkt er ein.

Robin öffnet seine haustür. nachbarn kommen ihm entgegen. ‚später als wir denken, ist es‘, so grüßt Robin einige hausbewohner. sie hören ihn nicht, auch nicht mehr die angenehme frauenstimme auf der überaus großen bildwand auf jeder etage dieses wohnhauses: ‚ ‚city of greatness‘ erwartet sie.‘

* ‚city of greatness‘ warmherzig lächelt die bedienung Robin an, vorsichtig stellt sie ihm sein gewünschtes essen auf seinen tisch, frisch zubereitet von der hand eines kochs. ‚danke, liza, wie lange sind sie hier schon angestellt?‘ ‚vor einem jahr habe ich angefangen, guten appetit‘, liza geht, sie wird an einem andern tisch gebraucht. ‚arbeit on demand, sie gehen einen unendlichen dialog ein mit ihrer freizeit, sie finden zu sich selbst‘, hart durchschneidet die information diese stunde der muße.

als abbild seiner selbst bewegt sich der große atlantik auf den neben den tischen platzierten trennwänden des ‚strand‘. jeder einzelne stuhl trägt auf seiner rückenlehne den namen dieses restaurants, ‚strand‘, geschrieben in ver-



schnörkelten buchstaben, so war es schon in alter zeit an diesem ort.

Robin schaut auf das meer, eine direktübertragung des wirklichen atlantiks, fische erfreuen sich ihrer freiheit, einige jagen einander und fressen sich, einige paaren sich.

ein krake taucht auf, zeigt seine saugnäpfe, seine tentakel streckt er nach den besuchern des ‚strand‘ aus. Robin genießt seine mahlzeit, er weiß, das meer endet am strand.

wehmütig verlässt er das restaurant und tritt über ein wohldurchdachtes system gläserner förderkabinen in die ‚city of greatness‘ ein. kaufhaus nannte man es in jüngerer vergangenheit.

fast alles, was der Kunde zum leben braucht, bietet diese würdige city an. ein districtor in schicker uniform fragt Robin nach der gesuchten abteilung.

Robins antwort beschließt dieses gespräch.

sogleich steht ein herbei gerufener roboter neben Robin und geleitet ihn an sein ziel.

Nach eingeübter programmierung durch Robin übernimmt das konstruktive geschöpf die auswahl der ware. wenige verkäufer zeigen sich, können fragen beantworten. wer hat die angestellten des kaufhauses ihres platzes verwiesen? sich zu versorgen, stellt eine der grunddaseinsfunktionen eines menschen dar. welche funktion haben die, die keine arbeit mehr haben?

am ausgang des ehrwürdigen warenhauses steht ein security-guard, er bewacht die maschinen, sie könnten ja mal versagen.

* zweit mensch andi

konfliktfrei, immer gesund, unkränkbar, leicht lenkbar verhalten sie sich: die androiden.

im verborgenen liegen die gefühle dieser abgesandten der wirklichen men-

schen.

einige ihrer gattung sind schon im krankenhaus angestellt, in seniorenheimen, bei behörden und in privaten haushalten.

gefährliche arbeiten führen sie aus in betriebe, um senioren kümmern sie sich, gehen mit ihnen spazieren, pflegen ihren körper.

sie spielen mit ihnen weltweit vernetzt ‚mensch ärgere dich nicht‘ und ‚schach‘. ältere herrschaften sollen sich niemals der einsamkeit ergeben. andi, so nennen sie ihren haltbaren partner. das, was ihm sein konstrukteur gestattet, spricht andi, nicht mehr, zu selbständig darf ein andi nicht existieren, sein erbauer will ihn ja kontrollieren. bei behörden antwortet andi dem bürger auf dessen fragen zu unverständlichen sacheverhalten, jedoch erklärt er nicht alles, was der bürger zu wissen begehrt. zu viel darf der stadtbewohner nicht erfahren, sonst wird er rebellisch.

schon länger auf dem markt befindet sich ein android der speziellen art. noch können ihn nur gut bezahlte leute kaufen.

er, der besondere, gesteuerte fastmensch, simuliert empathie und verständnis. als der vornehmste unter seiner androidengeneration gilt er.

single-haushalte gibt es immer mehr, dort finden die kostbaren maschinenandis bereits ihr zuhause. ob es mit der sexualität funktioniert und wie es von fall zu fall vor sich gehen mag, darüber schweigen die extravaganten zweierpartnerschaften von mensch und nichtmensch.

auch deren nachbarn haben noch keine außergewöhnlichen hochinteressanten geräusche vernommen.

* * große leere

* zwischen raum

mensch und maschine gehen eine scheinbar friedliche abhängigkeit von einander ein.

den menschen bedient die maschine, eine täuschung. bevor die maschine das kann, muss der mensch sie dazu fähig machen.

die gebauten konstrukte zeigen auch eigenschaften, die sich der macht ihrer menschlichen ingenieure entziehen. ihren dienst verweigern können die technischen meisterwerke, ausrasten, menschen und anderen meisterlichen werken schaden zufügen, dazu sind sie fähig, unberechenbar können sie sich gebärden.

dieser raum zwischen anspruch und realität bleibt noch ein ungelöstes risiko.

so zeigt das produkt des menschen auch dessen unvollkommenheit.

rasch schreitet die entwicklung fort. sie dient dem menschen, sie schützt ihn, sie fällt ihm auch in den rücken und wirft viele derer, die sich ihr leben mit arbeit friedlich aufbauen wollen, auf die straße, dort, wo eine begegnung von angesicht zu angesicht notwendig wäre.

der ausgesonderte, der nicht mehr arbeiten darf, verliert die lust, täglich allein über sein schicksal zu philosophieren. am stammtisch kann er das nicht, weil er sein bier nicht mehr zu bezahlen vermag.

vermögen besitzt er nicht.

* Robin, ein soziales wesen

Robin sorgt sich um theo.

ort der geborgenheit sind für beschäftigte zunehmend nicht mehr ihre eigenen wohnräume.

unternehmen erlauben beschäftigten oft, nur noch mit einem home-office am arbeitsleben teilzuhaben. privatleben und arbeitsalltag sind kaum zu trennen. mitarbeiter kommen zu den home-officeangestellten nach hause zu den zeiten, die unternehmen und tätigkeit erfordern.

medial treten die mitarbeiter ein ins home-office. wohin der home-beschäftigte gehört, weiß er nicht genau. er ist ein fremder kollege.
 aufgelöst wird auch die feste verbindung zwischen arbeitsplatz und arbeitsprozess.
 theo wird sich vielleicht auch so seine existenz verdienen müssen.
 sein familienleben richtet sich nach dem wirtschaftsgefüge eines oder mehrerer unternehmen. persönliche planung mit der familie, auch für die allernächste zukunft, wird schwierig.
 andi leidet nicht, unverletzlich steht er im geschehen, ohne angst um seinen arbeitsplatz. von armut weiß er nichts, seine versorgung ist abgesichert. auch isst er nicht viel.
 unternehmen spielen mit der idee, einigen mitarbeitern ein solches wesen zu schenken. ein starker android zeigt seinem besitzer die realität in einem strahlenderen licht, in einem zweit licht.
 andi beginnt seine karriere als status-symbol, sehr bald.

* * zeit des zorns

dies irae

* tägliche frage
 ‚bin ich noch derselbe?‘ Robin.

* verweigerung
 Robin, hat er versagt?
 den kommenden ereignissen wird Robin sich nicht versagen. mit ihnen bleibt er im dialog.
 seinen eigenen unvergleichlichen wert hat er, ihn besaß er schon gestern.
 in isolation von anderen menschen und geschehnissen begibt er sich nicht, er kann nachdenken, wo er steht.
 Robin verzweifelt nicht.

* der raumRaum
 stille umgibt die beschäftigten in dem Raum, den ihnen manche unternehmen zur verfügung stellen.dort können sie sich treffen und miteinander sprechen, hören und zuhören.
 bildschirme sind verboten.
 wer in den Raum kommt, ist dazu auch bereit in seinem inneren raum.
 hand in hand arbeiten angestellte und unternehmen an diesem raumRaum. er trägt dazu bei, depressionen bei mensch und unternehmen vorzubeugen.
 draußen bleiben virtuelle teams.
 * * haus mit aussicht

* rückkehr
 auch wenn kollegen 140 längengrade nach osten oder westen entfernt von Robin arbeiten, haben sie doch gleiche nöte und ängste wie er. das traut Robin

ihnen zu. eine kleiner trost für ihn.
 Robin kehrt zurück zu seiner persönlichkeit. seine bedürfnisse achtet er, den ihn umgebenden mitmenschen möchte er etwas geben und von ihnen auch etwas bekommen: eine gewisse sicherheit von verständnis und mitgefühl, dafür ist er begabt.
 seine arbeitswelt hat er nicht vergessen.

* berührungen
 theo ist schon da. freunden, nachbarn, mitarbeitern möchte Robin sein haus vertraut machen.
 die wenigen angekommenen liebenswerten gäste können - so sie bereit sind - über das sprechen, was sie freut und was sie bedrückt.
 beziehungen dürfen nicht verloren gehen. das ist alles.
 vielleicht kommt auch einmal Robins chef vorbei, er selbst oder sein abgesandter. Robin und seine partnerin wollen vielleicht einen haus-andi kaufen. so hätten sie mehr zeit für einander. jedem der beiden kann der kunstmensch zur seite stehen, jederzeit, er geht auch mit ins ‚strand‘.

* * * alles fließt

panta rhei

(autor ist nicht klar zuzuordnen)



das wussten schon die antiken griechen.
ihre säulen stehen immer noch.
eine feste gröÙe stellt das fließen der zeit
dar, aufhalten können wir sie nicht.
unverändert begleitet uns menschenkin-
der die über alles erhabene nacht mit
ihren sternern.
sie, die himmlischen wesen, bewegen
sich in wahrheit mit lichtgeschwindig-
keit von einander fort.
nur können wir das mit bloßem auge
und im laufe eines menschenlebens
nicht sehen.
und das ist gut so.
von uns wissen die sterne nichts, jedoch
haben uns erkenntnisse über sie erreicht.

● **Kay Ganahl**

Die Brücke

Kein politisches Thema ist in der deut-
schen Öffentlichkeit der vergangenen
ein, zwei Jahre so präsent wie das der
Flüchtlingspolitik. Dies ist auch eine
Herausforderung an die deutsche Lite-
ratur, zumal ja gesellschaftliche Verwer-
fungen zu befürchten sind.

Mit dem FDA

Der Freie Deutsche Autorenverband
und seine Landesverbände können sich
dem Thema Flüchtlingspolitik von der
literarischen, kreativen Seite stellen.
Kein verantwortungsvoller Autor, der
sich für Zeitfragen interessiert, wird
Gleichgültigkeit zeigen wollen. Und:
Wo sonst als im FDA gäbe es so viele li-
terarische Individualisten, die Toleranz
wertschätzen? In der vielfältigen Ver-
bandsorganisation wird ein Meinungs-
pluralismus offen gelebt. So kann es
nicht schwierig sein, eine derartige He-
rausforderung literarisch aufzugreifen.
Insbesondere die Belletristik kann sich
beweisen. Es wäre daher gut möglich,
auf literarischem Wege auf die problem-
und konfliktorientierte Meinungsbil-
dung in der Öffentlichkeit positiv einzu-
wirken! Schließlich können alle Fragen
gestellt werden. Das kollegiale Mitei-
nander ermöglicht das konstruktive, an
realen Problemen orientierte Arbeiten.
Und sicher könnten dies auch literari-
sche Veranstaltungen der Landesver-
bände beweisen.

Theoretisch fundiertes Arbeiten

Obigen Sätzen können Taten folgen,
denn alles Gute (zumindest gut Geme-
inte) sollte in die Realität umgesetzt

werden.

Aber es sei doch kritisch gefragt: Lässt
sich dieses Thema überhaupt vom ein-
zelnen Autor sinngebend aufarbeiten?
Ja, ich bin mir sicher. Vieles hängt aller-
dings vom sozialen und kulturellen
Background des Einzelnen, ja von sei-
nem Standort ab, von dem aus sich Mei-
nung und Urteil bilden müssen. Und
nicht jeder entwickelt eine tiefe Betrof-
fenheit in Bezug auf das Thema.
Angesichts dessen meine ich, dass wir
uns aufgefordert sehen sollten, im Fall
der Flüchtlinge den störrischen Wider-
stand des weißen Bildschirms zu über-
winden. Jedoch ohne Theoriedenken,
das die gesellschaftliche Praxis reflek-
tiert, ist dabei kaum auszukommen!

Die Brücke

Wir wissen alle um das bislang Gesche-
hene: Staatsgrenzen wurden überwun-
den, aber die inneren Grenzen zwischen
den Menschen unterschiedlicher Ab-
stammung und Kultur bleiben in unse-
ren Tagen erst einmal bestehen. Sie
verbinden jedoch auch! Denn wo eine
Grenze ist, ist auch das Bewusstsein da-
rüber, dass auf der anderen Seite der
Grenze ein Anderer ist, dem offen und
mit Verständnis zu begegnen erforder-
lich ist.



Die tragfähige Brücke zum Anderen ist die Menschlichkeit. Auf ihr können eben auch alle vom Humanismus und vom christlichen Denken geprägten AutorInnen mit kreativ-literarischen Absichten gehen. Mit jeder literarischen Gattung können Themen und Stoffe aufgegriffen werden, um diese im jeweils gegebenen Zusammenhang - besonders durch Faktenwissen, kritische Reflexionen und verständliches Vermitteln - dem Leser näher zu bringen. Zu jeglichem Ressentiment muss Abstand gewonnen werden! Somit ist die auf gegenseitiges Verstehenwollen gebaute Brücke der Mit-Menschlichkeit die, auf der die AutorInnen mit ihren Werken erfolgreich wirken können.

Kay Ganahl ist im Landesvorstand des FDA-NRW, in diesem als Kommunikationsbeauftragter tätig

● Hansjörg Rothe

Dialog der Autoren – der Fall Daoud

Camus-Daoud: Zwei Glieder einer Kette

Viele waren überzeugt gewesen, dass er den Goncourt-Preis bekommen würde - Kamel Daouds Erstlingsroman „Der Fall Meursault. Eine Gegendarstellung“ wurde als Meisterwerk gelobt. Es werde fortan mit einem der wichtigsten Werke des 20. Jahrhunderts ein „Diptychon“ bilden, schrieb die Kritik – gemeint war „Der Fremde“ von Albert Camus. Wenige Monate später jedoch gab der Autor das Ende seiner journalistischen

Tätigkeit bekannt: wegen der Anfeindungen französischer Intellektueller nach einem Interview in „Le Monde“ - über Köln ...

Eine absurde Situation. Ähnlich absurd wie Meursaults Prozessaussage, als er die Frage beantwortet, warum er den nur mit einem Messer bewaffneten Araber in der Mittagshitze am Strand erschossen habe: „Ich antwortete hastig, wobei ich die Worte etwas durcheinanderbrachte und mir lächerlich vorkam, die Schuld an allem hätte die Sonne. Im Saal fing man an zu lachen.“ Einmal nur durchbricht Meursault die Absurdität und zeigt ein echtes Gefühl – als der Anstaltsgeistliche ihn fragt, ob er denn nie aus den Steinen seiner Zelle ein göttliches Antlitz habe hervortreten sehen. Da packt er den Geistlichen am Kragen seiner Soutane und brüllt ihn an, dass keine seiner Gewissheiten das Haar einer Frau wert sei; wenn er vor Monaten noch ein Gesicht in den Steinen gesucht habe, dann sei es Maries Gesicht gewesen und es hätte „die Farbe der Sonne und die Glut des Begehrens gehabt.“

Die absurde Namenlosigkeit des erschossenen „Arabers“ ist die Ausgangssituation für Daouds Roman. Dieser hieß nämlich Moussa und war der Sohn eines Nachtwächters, der sich eines Tages – wahrscheinlich aufs Land - aus dem Staub gemacht und seine Familie in der Stadt zurückgelassen hatte. Moussas jüngerer Bruder Haroun erzählt einem Fremden in der Bar die Geschichte seines Lebens, in einem „Dialog“ ohne Wortmeldung des offenbar französischen Gesprächspartners. In Ermangelung eines anwesenden Vaters ist Harouns Leben vom Ringen mit der Mutter geprägt gewesen, die ihrerseits ihre ganze Existenz dem Märtyrerkult um den erschossenen Erstgeborenen widmet. „M’ma hatte die Gabe, Geister lebendig werden zu lassen und umge-

kehrt ihre Nächsten zu vernichten, sie in den ungeheuerlichen Fluten ihrer erfundenen Geschichten zu ertränken“, berichtet Haroun, aber: „Sie log nicht etwa aus böser Absicht, sondern um die Wirklichkeit zu korrigieren und das Absurde abzumildern, das ihre und meine Welt erschütterte.“

Meursault wurde absurderweise nicht so sehr wegen des Mordes zum Tode verurteilt, sondern weil er bei der Beerdigung seiner Mutter keine Emotionen gezeigt hatte. Diesen Umstand betonte der Staatsanwalt und die Geschworenen waren schockiert. Am Tag des Mords war Meursault mit seinem Nachbarn, dem Lagerverwalter Raymond, der seit einiger Zeit seine Freundschaft suchte, am Strand gewesen. Raymonds Geliebte war eine Araberin. Als sie auf zwei Araber treffen ist Raymond überzeugt, dass einer davon der Bruder seiner Geliebten sei – es gibt Streit und Raymond wird schwer mit dem Messer verletzt. Der Araber, den Meursault später allein wiedertrifft und erschießt, erhält nun einen Namen. Es ist Moussa – doch seine Schwester wird aus der Geschichte getilgt. Haroun, der jüngere Bruder, versichert, dass es nie eine Schwester gegeben habe. „Zwischen unserer Welt und der Welt der `Roumis´, der Fremden, weiter unten in den Franzosenvierteln, trieben sich manchmal Algerierinnen in kurzen Röcken und mit festen Brüsten herum, eine Art von rastlosen Marie-Fatmas, die wir Kinder als Nutten beschimpften und mit Steinen bewarfen“, berichtet Haroun. „Faszinierende Beute, die den Spaß an der Liebe ohne die Unausweichlichkeit der Ehe zu versprechen wusste.“ Raymonds Geliebte, da sie offenbar keine Schwester der beiden Brüder war, könne nur eine solche Beute gewesen sein, auf die Moussa ein Auge geworfen hatte, vermutet Haroun: „Vielleicht war sie am Ende eine seiner Leidenschaften.“

Tatsächlich ist die Beziehung der beiden nicht glücklich. Raymond verprügelt seine Freundin eines Abends, da sie ihn „beleidigt“ habe, und zwar so heftig, dass die Nachbarn wegen des lauten Geschreis die Polizei rufen. Der Polizist fragt Raymond nach seinem Namen, und dieser behält die Zigarette im Mund bei der Antwort. „Da hat der Polizist ihm mit voller Wucht eine saftige, feste Ohrfeige mitten auf die Wange gegeben. Die Zigarette ist ein paar Meter weiter zu Boden gefallen. Raymond hat die Farbe gewechselt, aber zuerst einmal hat er nichts gesagt, und dann hat er unterwürfig gefragt, ob er seine Kippe aufheben dürfe. Der Polizist hat erklärt, er dürfe, und hat hinzugefügt: `Aber beim nächsten Mal weißt du, dass ein Polizist kein Hanswurst ist. ‘“

Diese Szene ist ein Leitmotiv, das sich nicht nur durch das Diptychon des „Fremden“ und des „Fall Meursault“ zieht, sondern durch eine ganze Reihe weiterer Werke, deren Autoren alle an der Gestaltung der französischen Literatur um die Mitte des 20. Jahrhunderts arbeiteten. Wie einzelne Szenen eines Romans können auch ganze Werke einander ergänzen und interpretieren: Auf diese Weise entsteht Literatur im Dialog der Autoren, wie er in früheren Jahrhunderten auch in Deutschland in tausende Seiten füllenden Briefwechseln praktiziert wurde und gerade in Frankreich bis heute lebendig geblieben ist. Der Faden, den Kamel Daoud aufgreift, reicht viel weiter zurück, sein Diptychon ist nur das letzte Doppel-Glied einer viel längeren Kette.

2. Sartre-Malraux: Der Anfang der Kette

Tatsächlich müssen wir, um den „Fall Meursault“ zu verstehen, bis in das Berlin des Jahres 1933 zurückgehen, wo ein Stipendiat des Institut Français an sei-

nem Erstlingsroman schrieb: „La Nausée“, von Jean-Paul Sartre. Der namengebende Ekel vor der menschlichen Existenz hatte damals schon lange in ganz Europa, immer weiter wuchernd, um sich gegriffen und im Deutschen Reich sogar die Regierungsverantwortung übernommen. Immer größere Teile der Gesellschaft sprachen sich gegenseitig ihre Menschlichkeit ab oder wurden, gebilligt vom Staat, mit Ungeziefer verglichen. Sartres Ich-Erzähler läuft am liebsten durch menschenleere Strassen, die Häuser kommen ihm gelegentlich vor wie Langusten, die mit ihren Kinnbacken mahlen, während Steine und Kastanienbäume ein wunderbar übergriffiges Eigenleben zu entfalten scheinen.

„Der Ekel“ spielt in einer französischen Hafenstadt, die gewisse Ähnlichkeit mit Le Havre aufweist. Der Ich-Erzähler hat ein bewegtes, ja geradezu abenteuerliches Leben im Nahen und Fernen Osten hinter sich gelassen, um einen historischen Roman zu schreiben – über einen anderen Abenteurer, einen gewissen Marquis de Rollebon, dessen weitgespannter Aktionsradius zur Zeit der französischen Revolution aber mehr und mehr hinter den um die eigene Existenz kreisenden, immer trüber werdenden Gedanken des Ich-Erzählers zurücktreten muss. Der Name „Rolle-Bon“ ist ein Wortspiel – einmal umgedreht und „bon“ durch sein Gegenteil ersetzt, kommt man leicht auf „Mal-Raux“... In der Tat hat es einen Marquis de Rollebon nie gegeben, und der im Roman in einer Fußnote angegebene historische Artikel von einem Autor namens „Berger“ ist ebenfalls erfunden. Überaus real und als Autor von „La condition humaine“ mit Ehren überhäuft war aber André Malraux, der gelegentlich den Namen „Berger“ benutzte, zum Beispiel als Pilot im Spanischen Bürgerkrieg und später in seiner Zeit als Kommandeur in

der Résistance.

Sartres philosophischer Roman ist somit ein monologisierender „Dialog“ mit Malraux, dessen Part vom Ich-Erzähler übernommen wird, während der Büchermensch Sartre selbst als „der Autodidakt“ auftaucht. Die Vertauschung hat Methode: in Wirklichkeit war Sartre Absolvent der École Normale Supérieure, während man Malraux durchaus als Autodidakten bezeichnen kann. Seine angeblich archäologischen Aktivitäten in Kambodscha führten denn auch zu einer Anklage wegen Kunstraubs, aber keiner Anerkennung seitens der Fachwissenschaft. Wie kein anderer hat der spätere enge Mitarbeiter General de Gaulles und Kulturminister dennoch das französische Geistesleben des 20. Jahrhunderts inspiriert – in „La Peste“ von Albert Camus taucht er auf als „Rambert“, der aus dem spanischen Bürgerkrieg nach Oran gekommen war und die abgeriegelte Stadt illegal verlassen will, um sich zu seiner Geliebten durchzuschlagen. Kein Geringerer als Jean-François Lyotard spielte durch den Titel von „La condition postmoderne“ auf Malraux an und schrieb noch kurz vor seinem Tod eine Biographie über ihn. Sartres Ich-Erzähler ist die zudringliche Bewunderung des Autodidakten eher lästig – nur widerstrebend gibt er Kostproben seiner Abenteuer zum Besten, wie jene von einem Basar in Nordafrika, als ein ihm unbekannter Araber, plötzlich auf ihn zulaufend, sein Messer zückt und nur durch einen geistesgegenwärtigen Schlag gegen den erhobenen Arm gestoppt werden kann... Wie lästig die Bewunderung Malraux selber war, bleibt ungewiss. Eine Entgegnung auf die vielen Zitate hat er nie geliefert – dafür war der Verkünder der „action“ einfach viel zu beschäftigt. Der Dialog der Autoren wurde aber von Albert Camus aufgenommen, der in „La Peste“ die gesamte geistige Elite Frankreichs

der 1940er Jahre versammelt: außer Malraux und ihm selbst (als „Dr. Rieux“) erscheinen auch Maurice Merleau-Ponty als „Jean Tarrou“ und nicht zuletzt Jean-Paul Sartre als „Cottard“. Schon während der Zeit der deutschen Besatzung war es Camus' Bestreben gewesen, alle geistigen Kräfte Frankreichs zu sammeln, und zwar als Autoren seiner unter dem Titel „Notre Combat“ gegründeten Zeitschrift. „Unser Kampf“ war dabei bewusstes Spiegelbild zu „Mein Kampf“, dem damals viel gelesenen Werk eines anderen Autors. In „La Peste“ kam es dann weniger auf die Revolte als auf eine Bestandsaufnahme an. Wie sollten die geistigen Fundamente der Nachkriegszeit gelegt werden? Das Credo von Sartres Philosophie, dass es nämlich weder Schuld noch Recht gebe, da jeder Mensch schon durch seine Existenz genuin verurteilt sei, lässt Camus von Monsieur Cottard verkünden: der einzigen Figur, die unter der Pest nicht leidet, sondern sie gleichsam als Befreiung empfindet von einer seltsamen Schuld, die ihn vor dem Ausbruch der Seuche zur Verzweiflung und versuchten Selbsttötung getrieben hatte. Nach Aufhebung der Quarantäne kann er sich mit den anderen nicht freuen, er feuert mit einem Gewehr aus seiner Wohnung in die Menge und erschießt einen streunenden

Hund – der Polizist, der ihn verhaftet, verabreicht ihm auf der Strasse vor allen Leuten eine Ohrfeige.

Immer mit verkettet: Deutsche und Maghrebiner

Nach zweifacher Spiegelung erschallt diese Ohrfeige dann im Juli 1962 in einer algerischen Polizeiwache. Haroun sitzt dort einem Polizisten gegenüber, nachdem er einen ihm unbekanntem Franzosen erschossen hat. Um zwei Uhr nachts, genau zwei Stunden nach Inkrafttreten des Waffenstillstands. Absurderweise wird ihm nicht der Mord angekreidet, sondern der Zeitpunkt – zwei Stunden früher hätte kein Hahn danach gekräht. Nicht nur darin gleicht Haroun dem Mörder Meursault, über dessen Namen er mehrfach Vermutungen anstellt – schließlich deutet er ihn mit Hilfe des Arabischen: „El-Merssoul. Der 'Entsante' oder der 'Überbringer'“. Auch sein Ende kann er sich genau so vorstellen wie das Meursaults; vielleicht stünde er auf einem Minarett mit dem Mikro in der Hand, nachdem er vorher einen Imam am Kragen gepackt und gebrüllt hat, dass keine seiner Gewissheiten das Haar einer Frau wert ist - und die hassgeifernde Meute wäre dabei die Tür einzutreten ... Die Schlussworte sind wieder identisch:

„Ich hätte auch gern, dass meine Zuschauer zahlreich seien und unbändig in ihrem Hass.“ Genau das hatte Camus schon 1940 geschrieben.

Sartre und Camus hatten sich damals von Ferne geschätzt und gegenseitig ihre Frühwerke rezensiert. Nach Gründung seiner Zeitschrift gewinnt Camus auch Sartre zur Mitarbeit, und unmittelbar nach dem Krieg reist Sartre auf Vermittlung des „Combat“ in die USA. Nach Erscheinen der „Pest“ kühlt ihr Verhältnis jedoch rapide ab, 1952 kommt es sogar in aller Öffentlichkeit zu einem publizistischen Schlagabtausch. Sartre würdigt seinen ehemaligen Förderer keiner literarischen Nachbildung in einem seiner Werke, lässt aber Simone de Beauvoir eine Stellvertreter-Attacke gegen ihn reiten: In „Die Mandarins von Paris“ (die ihr den prix Goncourt einbringen) persifliert sie Camus in der Figur des Henri Perron (wobei auch noch Arthur Koestler als „Victor Scriassine“ durch den Kakao gezogen wird, in einer unschönen Sexszene mit Beauvoirs Roman-Persona). Im Roman ist Frau de Beauvoir übrigens mit Sartre verheiratet, was im wirklichen Leben nicht der Fall war. Bei Haroun ist es umgekehrt: er wagt es nicht, Meriem, der Liebe seines Lebens, einen Heiratsantrag zu machen. „Sie gehört zu einer Art von



Frauen, die es heute in diesem Land nicht mehr gibt“, erzählt Haroun seinem geduldigen Zuhörer, „frei, bereit sich erobert zu lassen und zu erobern, niemandem unterworfen sein und ihren Körper als eine Gabe zu leben und nicht wie eine Sünde oder Schande.“

Das Surreale und Absurde waren schon seit den Zwanzigerjahren starke Hauptströmungen der europäischen Kunst und Literatur gewesen, auf dieser Ebene hatten Sartre und Camus eine gemeinsame Wegstrecke zurückgelegt. Während der deutschen Besatzungszeit kam Sartre erst durch Camus zur Résistance. In Frankreich war das Absurde in jenen Jahren zu einer mentalen Form des Widerstands geworden – man weigerte sich einfach, die Existenz der Besatzer zur Kenntnis zu nehmen. Auf Außenstehende mochte diese Absurdität zuweilen komisch wirken: „Neulich musste ich lachen als ich Doktor Lenormant traf“, schreibt die damals in Südfrankreich lebende Gertrude Stein in „Wars I have seen“, ihrem Kriegstagebuch, „weil er die meisten anderen Franzosen noch übertraf, er war anti-russisch er war anti-angloamerikanisch er war anti-deutsch, er war anti-De Gaulle er war anti-Vichy er war anti-Pétain er war anti-Resistance er war anti-Verfolgung er war anti-Kollaboration, er war anti-Bombardierungen er war anti-Milizen er war anti-monarchistisch er war anti-kommunistisch er war anti-einfachalles. Es ist sehr kompliziert, die Mehrheit der Mittelschicht ist anti-russisch was bedeutet anti-kommunistisch und deshalb sind sie anti-angloamerikanisch weil diese Alliierte der Russen sind, sie hasen die Deutschen aber sie bewundern sie weil sie so diszipliniert sind was die Franzosen nicht sind, niemand in Frankreich will diszipliniert sein aber sie kommen nicht umhin die zu bewundern die es sind und die Deutschen sind es zweifellos, und dann ist da immer die

tiefe Überzeugung dass man die Deutschen trotz all ihrer Disziplin und Macht jederzeit wieder loskriegen kann aber kann man die Russen und Anglo-Amerikaner loskriegen.“

Die Algerier ihrerseits waren zur selben Zeit überzeugt, dass sie die Franzosen über kurz oder lang loskriegen würden, wie Daoud seinen Haroun versichern lässt: „Wir wussten es alle, und das von früher Kindheit an, und wir brauchten nicht einmal darüber zu reden, so sehr wussten wir, dass sie am Ende wieder gehen würden.... Als hätten wir schon geahnt, was bei der Unabhängigkeit passieren würde, dann allerdings mit Waffen.“

In Deutschland setzt sich nun heute die absurde Namenlosigkeit fort, die Maghrebener werden einfach nie beim Namen genannt: Das bis 1984 in Speyer stationierte Regiment de Spahis war „französisch“, die neuerdings zu Tausenden ins Land strömenden nordafrikanischen Arbeitslosen sind „syrische Flüchtlinge“. Hier schließt sich ein Kreis – die Franzosen hatten allerdings immer versichert, dass sie keine Besatzer seien, sondern „Algerien zu Frankreich gehöre“. Ein Irrtum, wie alle Welt seit 1962 weiß.

Alles auf Anfang: Sartre-Daoud

Köln, die „Stadt der Illusionen“ wie Kamel Daouds Le-Monde Artikel überschrieben ist, wurde vor wenigen Monaten zu einem weltweit diskutierten Symbol für etwas, das der Autor als „das sexuelle Elend der arabischen Welt“ bezeichnet. Absurderweise wurden dem seit seiner Geburt in Algerien lebenden Kolumnisten und ehemaligen Chefredakteur des „Quotidien d`Oran“ daraufhin völlige Unkenntnis Algeriens, böswillige Psychologisierung, orientalistische Clichés, kolonialistischer Paternalismus und „Essentialismus“, ja

ganz und gar ein „anti-humanistischer Standpunkt“ vorgeworfen. Und zwar von 19 namhaften französischen Intellektuellen, die eine Resolution gegen ihn ins Netz schleuderten, aber sein gerade erst so hoch gelobtes Buch offenbar nicht gelesen hatten – sonst hätte ihnen schon vor dem Le Monde-Artikel klar sein müssen, dass ihr Standpunkt keineswegs dem des Autors, sondern ausgerechnet dem von Harouns Mutter entspricht. Kamel Daoud, den dieses *Kommuniqué* schwerer traf als die schon vor Jahren von algerischen Islamisten gegen ihn verhängte Fatwa, beteiligt sich eben gerade nicht an der idealisierenden Überhöhung Moussas. Moussa ist in vieler Hinsicht wie Alle: „Alle wollen eine Frau vom Land und eine Nutte aus der Stadt“, weiß Haroun. Auch Moussa wollte das offenbar, genau wie - und hier deutet sich die Tragik von Harouns Mutter an – sein Vater. Der Leser bemerkt während der Lektüre, wie ihn der Handlungsstrang unmerklich zur Antithese des Romanbeginns führt, indem Moussa sich eben nicht nur auf seine unverwechselbare Identität reduzieren lässt, sondern auch viele, wenn nicht sogar fast nur Eigenschaften besitzt, die er mit „Allen“ teilt. Jetzt wird auch klar, warum Daoud die Schwester des „Arabers“ aus Camus' Geschichte verbannt – geschwisterliches Miteinander zwischen Männern und Frauen verträgt sich nicht mit der Figur des Moussa.

„Ja, der Kellner heißt Moussa, für mich jedenfalls“, heißt es denn auch nicht ganz überraschend in der Mitte des zweiten Kapitels, „und den da hinten, ganz am Ende, den habe ich auch Moussa getauft. Aber der hat eine ganz andere Geschichte. Er ist bestimmt etwas älter, halb Witwer oder halb Ehemann. Sieh mal seine Haut, wie Pergament.“ Wie in einem Kaleidoskop oder Spiegelkabinett erscheint hier eine ver-

traute Gestalt, herüberreflektiert aus einem Berliner Cafe von 1933 – der Autodidakt, Sartres alter ego aus „La Nausée“. Ein Mann, der wie der Autor von „Die Wörter“ in der Welt der Wörter lebt, statt diese aufzugreifen und umzu- deuten. Haroun bekommt dadurch plötzlich auch ein anderes Gesicht, schemenhaft erkennen wir André Malraux (wie immer sehr intensiv und doch lässig, Zigarette im Mundwinkel) wenn er beiläufig erklärt: „Die Worte des Mörders [d.h. von Albert Camus] und seine Ausdrücke sind für mich wie herrenloses Gut. Das Land ist übrigens übersät mit Worten, die niemandem mehr gehören und die man in den Schaufenstern der alten Läden, in den vergilbten Büchern und auf den Gesichtern wahrnimmt oder in Worten, die sich durch diese seltsame Mischung völlig verschiedener Sprachen ganz neu bilden. Das alles bringt die Dekolonisation mit sich.“

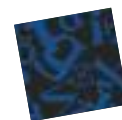
Wer steht nun aber am Anfang dieser Kette mehrfach gespiegelter und weitergereicher Ohrfeigen? Schnitt - und noch einmal zurück nach Deutschland: Im selben Jahr 1947, als „Die Pest“ von Camus erschien, führte Gustav Gründgens in Düsseldorf Sartres „Die Fliegen“ auf und spielte selbst die Hauptrolle des Orest. Dieser sagt zu Jupiter: "Du bist ein Gott und ich bin frei. Mir selbst ein Fremder, ich weiß es - außer aller Natur, gegen die Natur, unentschuldigbar, ohne Zuflucht außer mir selbst. Aber ich werde nicht mehr zurückkehren unter dein Gesetz: ich bin

dazu verurteilt, kein anderes Gesetz zu haben als das meine." Der gerade gegründete SPIEGEL kommentierte: „Er bekennt sich zu seiner Schuld und be- reut nicht. Er nimmt die Verantwortung auf sich. ... Die Premiere war feierlich und sah viele prominente Gäste.“ So konnten die Fünfzigerjahre beginnen! Die einen akzeptierten nur ihre eigenen Gesetze und für alle anderen galt wieder der Code Napoléon, das bürgerliche Ge- setzbuch, als sei seit 1933 nichts gesche- hen. Und damit sehen wir endlich die Protagonisten der Urszene, von Sartre in eben dem Jahr in jenem Berliner Cafe er- sonnen: Der Ich-Erzähler aus „La Nausée“ bekommt es nämlich mit „dem kleinen Korsen“ zu tun - so nennt Sartre den Bibliothekar, der die pädophilen Übergriffe des Autodidakten auf einen Schüler im Lesesaal nicht nur bloßstellt, sondern gleich selbst durch einen Faust- schlag ins Gesicht ahndet.

Nach Köln kommen wir alle nicht mehr umhin, uns in dieser Szene zu positionieren. Greifen wir wie Sartres Ich-Er- zähler den selbsternannten Repräsentanten von Recht und Ordnung an, weil wir wie jener nur die eigenen Gesetze anerkennen? Leben wir unser eigenes Gesetz aus wie der Autodidakt, notfalls auf Kosten der Menschenwürde anderer? Oder nehmen wir es gar wie der Bibliothekar selbst in die Hand, Recht und Ordnung zum Sieg zu verhel- fen – und auf welche Autorität berufen wir uns dabei?

So viel ist klar: die Pest ist nicht ausge- rottet, sie zeigt sich heute mit komplett

ungewohnten Symptomen wie dem Is- lamismus, aber auch nach wie vor in den altgewohnten Gestalten. Wir wer- den Einiges in neuem Licht betrachten müssen und hoffentlich können wir dabei noch viele neue Bücher von Kamel Daoud zu Rate ziehen.



● **Friedemann Steiger**

Ein bisschen Luther

Ein kleiner Versuch, seine Lehre zusammenzufassen und mit meinem Leben zu verbinden

EIN BISSCHEN LUTHER (1)

Luther - ein Sprachereignis. (Nach Gerhard Ebeling: Luther (J.C.B. Mohr 1981,4). Was wir so wissen; es sind Schlagwörter: Rechtfertigung allein aus dem Glauben. Allgemeines Priestertum. Hammerschläge an die Tür der Schlosskirche in Wittenberg. Verbrennung der Bannandrohungsbulle. Hier stehe ich! Luther vor Karl V. Es ist kein wirkliches Wissen von ihm und seinem ungeheuren Werk.

Zwingli nannte ihn einen Elias. Der lutherischen Orthodoxie ging oder geht es um die Wiederherstellung der reinen Lehre. Der Pietismus beruft sich auf Luther. Die Aufklärung sah in ihm ihr Vorbild (Freiheit vom Gewissenszwang). Die Sturm und Drangzeit sah in ihm das Sprachgenie, einen Bahnbrecher der Neuzeit; Luther als Sprachereignis, könnte man heute mit Ebeling, einem tiefen Lutherkenner sagen. (s.o.) Es geht nach seiner Meinung um das Zur-Sprache-Bringen des Wortes Gottes.

Ich stelle für mich selbst fest, dass ich „Lutheraner“ bin. Entschuldigung! Von klein auf wurde ich so geprägt. Martini, Luthers Geburtstag, war ein Fest, das wir in Kindertagen begingen. Wir bastelten Laternen und zogen am 10. November damit in unsere Laurentiuskirche in Gebesee, Thüringen, nahe Erfurt. Anschließend gingen wir im Ort herum und sangen „Ein feste Burg ist unser Gott“ beim ehemaligen



Schuldirektor und beim Katecheten oder bei Kranken und bekamen etwas Leckeres dafür. Wir lernten natürlich Psalm 23 auf lutherisch auswendig.

Ich hatte in Erfurt auf der Oberschule einen Freund, der war katholisch und erzählte immer, wie er als Junge die evangelischen Kinder, die zum Martinsfest auf die Erfurter Domstufen zogen, mit Steinen beworfen hat. Heute wird dort die Martinsfeier ökumenisch gehalten. Im Konfirmandenunterricht lernten wir einige Lutherlieder auswendig. Davon zehre ich noch heute. Luther war uns gegenwärtig. Möhra, der Stammort der Lutherfamilie im Thüringer Wald, wo Dr. Martinus am 3. und 4. Mai 1521 seine Verwandtschaft besuchte und dann auf dem Heimweg in Schutzhaft auf die Wartburg gebracht wurde und vor allem Stotternheim, wo der Legende nach ein Studienfreund Luthers bei einem Gewitter zu Tode kam; was Martinus bewegte, das Studium der Rechtswissenschaft aufzugeben und ins Kloster der Augustineremiten zu gehen. Auf Klassenausflügen kamen wir auch bis nach Eisleben, Luthers Geburts- und Sterbeort.

Mich faszinierte immer der aufrechte

Luther, wie er mit der Bibel in der Hand in vielen unserer Städte, zum Beispiel in Erfurt, in Dresden dargestellt ist. Als ich mit fünfzehn Jahren in der Heinrich Mann Oberschule in Erfurt, der früheren „Himmelpforte“ scheiterte und von der Schule flog, weil ich nicht unterschrieben hatte, „die Junge Gemeinde sei eine vom Westen installierte Verbrecherorganisation“ und das stand wirklich wörtlich so auf dem Papier und bis auf einen anderen hatten alle aus unserer Klasse unterschrieben, auch besonders die katholischen Mitschüler, denn es ging ja nicht gegen sie, fühlte ich mich ein bisschen wie Dr. Martinus. Erst später während meines Theologiestudiums in Berlin Zehlendorf an der Kirchlichen Hochschule, wo man aber auch Philosophie und Literatur und viele andere nützliche Sachen studieren konnte, erfuhr ich, dass Dr. Martinus vor Karl V. als kleiner Mönch mit eingeknickten Knien stehen und seine Thesen verteidigen musste, während der Herrscher vieler Weltreiche schlief.

Während meines Studiums gab es in Berlin immer die sogenannten „Fuchsfestspiele“ während der Sommerferien, an denen ich gern teilnahm, wenn ich nicht arbeiten musste, denn ich verdiente mir mein Studium selbst und bekam ein sehr mageres Stipendium; von meiner Landeskirche waren das 90,- Mark der DDR im Semester. Unser verehrter Professor Fuchs, ein Neutestamentler, hatte zu der Gelegenheit immer den Professor Gerhard Ebeling aus Zürich eingeladen, einen tiefen Lutherkenner und Systematiker. Der brachte auch seine Studenten und Doktoranten mit und dort traf ich Ingo Neumann aus Gebesee wieder, der mit seiner Familie nach dem Westen gegangen war, der inzwischen auch Theologie studierte und an einer Doktorarbeit bastelte, die er aber nie fertigstellte, weil er alles zu genau und übergenau nahm. Er

ist aber auf seine Weise ein großer Theologe geworden, indem er sich als „Berater“ ausbilden ließ und als „Supervisor“ ganze Generationen von kirchlichen Mitarbeitern, hauptsächlich aus seiner Rheinischen Landeskirche, am Leben erhielt. Aber wie gesagt, Ebelings Lutherforschungen hatten und haben es mir bis heute angetan. Darum habe ich ja auch sein Lutherbuch als Grundlage für diesen meinen kleinen Lutherbeitrag genommen.

Luther als Sprachereignis war so seine Formel. Das passte gut zu unserem Nachdenken über hermeneutische Fragen und der Grundfrage, wie kann ich das Evangelium den Menschen von heute sagen. Den Leuten "aufs Maul zu schauen" war Luthers Grundregel. So habe ich meine Arbeit immer unter der Formel versucht, ich möchte bei den Menschen bleiben, bei ihren Sorgen und Problemen. Vor allem aber bewegte mich die Frage nach dem, was vor dem Sprechen kommt. Da habe ich viel bei dem Philosophen Heidegger gelernt. Vor dem Sprechen geschieht die „Sprache“, eine Art Urzusammenhang, der sich zum Wort drängt, aber auch zum Bild, zur Musik, zum Ausatmen, zur Bewegung, zur wortlosen Tat. So habe ich versucht, meine Arbeit als evangelischer Pfarrer zu leisten. Ich hatte gute Voraussetzungen mitgebracht durch mein Abitur in Potsdam Hermmanswerder, wo man mit dem Abschluss in Latein, Griechisch und Hebräisch fit gemacht wurde und so manche andere Anregungen, besonders literarischer und musikalischer Art bekam. Das Studium in Berlin Zehlendorf war weltoffen und anregend. Nach dem Mauerbau allerdings ging ich nach Halle und machte dort meine Abschlüsse, die zur Aufnahme in den kirchlichen Dienst nötig waren.

Ich war gerne Pfarrer. Ich arbeitete nahe beim Menschen. Ich habe unterschieden zwischen dem Menschen und

dem, was er tut. Der Mensch steht unter der Liebe Gottes und für seine Tat muss er sich verantworten; aber da gibt es ja noch die Vergebung und die Gnade. Ich habe immer unterschieden zwischen



Liebe und Macht. Meine Erfahrung war, dass vorgesetzte Menschen, wenn man sie auf ihre Liebesfunktion ansprach, mit Macht antworteten und sie, wenn man sie auf ihre Machtfunktion ansprach, mit Liebe antworteten. So waren sie immer auf der sicheren Seite. Ich entdeckte dieses Verhaltensmuster auch bei mir selbst und versuchte mich zu korrigieren. Ich habe gerne mit Jugendlichen gearbeitet, in der Gemeinde, auf dem Gymnasium und in einer Fachschule für Sozialpädagogik, wo ich nach der Wende tätig sein durfte. Es sind auch einige in die Spur gegangen und haben Theologie und Gemeindepädagogik studiert. Zu manchen habe ich noch heute gute Beziehungen, ja Freundschaften. Mein Beruf ist der schönste Beruf, den es gibt, weil er viele Elemente und Aufgaben in sich vereinigt. Aber nun wenigstens die Feststellung, dass mir das lutherische Denken und damit die lutherische Freiheit bei meiner Arbeit viel geholfen haben. Ich habe auch in der Predigt das Wort Gottes gerne „zur Sprache gebracht“.

EIN BISSCHEN LUTHER (2)

Klopstock: „Niemand, der weiß, was Sprache ist, erscheine ohne Ehrerbietung vor Luther. Unter keinem Volk hat ein Mann so viel an seiner Sprache gebildet.“ Herder: „Er ist's, der die deutsche Sprache, einen schlafenden Riesen aufgeweckt und losgebunden hat!“ Friedrich Schlegel spricht von „revolutionärer Beredsamkeit“. Luther selbst nannte sich nicht lutherisch, sondern christlich. Aber Person und Sache gehören zusammen. Die Person verantwortet die Theologie. Luther brachte ein neues Verständnis vom Wort Gottes, von den Sakramenten, von der Kirche, vom sittlichen Handeln, von weltlicher Obrigkeit; er lässt auch keinen Lebensbereich aus. Der sprachgewaltige Luther war kein Heiliger. Er hatte auch Wutausbrüche. Und da ist noch die Judenfrage; er war eben Kind seiner Zeit. Die Frage nach der Person verschmilzt bei ihm mit der Frage nach dem Amt, dem Beruf, der Sendung eines Menschen. (nach Ebeling).

In Stotternheim bei Erfurt hatte Luther ein Erlebnis von Todesnähe. Er ging ins Kloster. Später sagte er: „Ich wollte der Hölle entlaufen mit meiner Möncherei!“ Aber: „Der Gerechte lebt im Glauben“. Römerbrief 1, 17; die Kernstelle der Reformation. Für ihn war das das Tor zum Paradies.

Ich bedenke: Luther und die Sprache. Wichtige Sätze schrieb er in Latein. Auch die 95 Thesen. Aber die lateinische Messe übertrug er ins Deutsche. Das brachten die Katholiken erst mit dem 2. Vatikanischen Konzil zustande. Dann aber sehr folgenreich. Wenn ich einmal einen katholischen Gottesdienst erlebe, spüre ich eine große Nähe zum lutherischen Gottesdienst. Im katholischen Gottesdienst ist die Eucharistie, also die Mahlfeier der Höhepunkt; im evangelischen Gottesdienst ist es die

Predigt. Die kommt bei ersteren oft zu kurz; „nicht länger als acht Minuten“, sagte neulich ein katholischer Kollege zu mir. Allerdings hörte ich einmal einen anderen: „Ich musste eine halbe Stunde reden, um zu wissen, was ich sagen wollte!“ Im evangelischen Gottesdienst kommt eindeutig die Abendmahlsfeier zu kurz; also, sie wird nicht in jedem Gottesdienst gehalten. So ist sie auch vielen unserer Gläubigen eher fremd. Dafür feiern wir aber wirklich in beiderlei Gestalt, mit Brot und Wein, wie Jesus es tat.

Neben der Bibelübersetzung, das Alte und das Neue Testament lagen 1534 ins Deutsche übersetzt vor, war es eine großartige Leistung Luthers, die lateinischen Gesänge ins Deutsche zu übertragen. Er führte damit auch den ambrosianischen Gesang und den Choral wieder ein; jeder sollte mitsingen dürfen, Gott selbst loben, anstatt loben zu lassen. Luther schrieb in „Wider die himmlischen Propheten“ (1525): „Dass man den lateinischen Text verdolmetscht und lateinisch Ton und Noten behält, lasse ich (zwar) geschehen, aber es lautet nicht artig noch rechtschaffen; es müssen beide, Text und Noten, Akzent, Weise und Gebärde aus rechter Muttersprache und Stimme kommen, sonst ist alles ein Nachahmen, wie die Affen tun“.

EIN BISSCHEN LUTHER (3)

Damals war die Schreibfeder leicht. Der PC ist heute noch leichter. Aber das beste Stück ist immer noch der Kopf und das edelste Glied die Zunge; das höchste Werk aber ist die Rede. Schon 1516 ist Luther völlig überlastet. Von Palmsonntag bis Ostermittwoch 1529, also in elf Tagen hat er achtzehn Predigten in Wittenberg gehalten. Es ging ihm wirklich um das Wort Gottes. „Ich will hören, was Gott selbst in uns redet!“ Psalm 85, 9. Katheder und Kanzel wechseln. Seine Hauptwerke schrieb er in Latein. Eine erste Veröffentlichung war die Auslegung der sieben Bußpsalmen im Frühjahr 1517. Luthers Wort war gewaltig. Religiöse Sehnsucht, Unruhe, kirchliche Probleme und Missstände, politische Spannungen und Umbrüche, soziale Unzufriedenheit kommen darin zum Ausdruck. Er bildete damit auch eine öffentliche Meinung. Das hat es bisher nicht gegeben. Er trifft auch immer den Nagel auf den Kopf, er wusste, was an der Zeit war. Den Leuten aufs Maul schauen. Die heilige Schrift und das Heute trafen aufeinander. Das geschah im hörenden Gewissen. Darum ging es Martin Luther. (nach Ebeling).

Geht es uns nicht heute auch darum? Was sagt der Glaube, was sagen die

Bibel und die Theologie zu den Problemen unserer Zeit. Was heißt für uns heute ein „hörendes Gewissen“? Wie also sieht das Gesicht Christi für uns heute aus? Einige Beispiele:

Paul Schneider im KZ Buchenwald. Er ruft zum Osterfest über den versammelten Gefangenen auf dem Appellplatz „Der Herr ist auferstanden!“ Er wird zusammengeschlagen und am Fensterkreuz seiner Zelle angebunden und später umgebracht. Selbst Kommunisten haben seinen Mut bewundert. Christus, der Rufer.

Oder: Pater Maximilian Kolbe. Weil ein Gefangener geflüchtet war, wurde jeder zehnte ausgezählt und erschossen. Maximilian Kolbe aber trat an Stelle eines Familienvaters, kam in den Hungerbunker und ging dort elend zugrunde. Christus, der Stellvertreter.

Oder: Dietrich Bonhoeffer, ein großer Theologe; ein Prophet, der unsere religionslose Zeit vorausgesagt und theologisch bedacht hat. Indirekt war er am Attentat auf Hitler beteiligt und wurde noch kurz vor dem Ende des 2. Weltkrieges hingerichtet. Christus, der Prophet. Oder: Martin Luther King, der durch seinen unermüdlichen Einsatz für die Gleichberechtigung der schwarzen benachteiligten Bevölkerung in den USA, der Rassendiskriminierung ein Ende setzte und der dafür ermordet wurde. Christus, der Gewaltlose.

Oder: Albert Schweitzer, der nach seinem Theologiestudium noch Medizin studierte und nach Afrika ging, um die Menschen in Lambarene ärztlich versorgen zu helfen. Er, der das Wort von der „Ehrfurcht vor dem Leben“ prägte und sagte: „Du bist Leben, das leben will, inmitten von Leben, das auch leben will!“ Christus, das Leben, der Leben schafft und erhält.

Sie alle und noch viele andere haben den Nagel auf den Kopf getroffen und in die politische und soziale Situation ihrer



Zeit hineingesprochen und große Wirkung gehabt, die bis heute anhält. Ich denke auch an den Priester in Frankreich, der sich für Muslime einsetzte und der ein gutes Verhältnis zwischen Muslimen und Christen beförderte und der in diesen Tagen von Islamisten in seiner Kirche regelrecht hin gemeuchelt wurde.

EIN BISSCHEN MARTIN LUTHER(4)

„Ecclesia semper reformanda“; „die Kirche muss immer reformiert werden“; das hatte schon 100 Jahre vorher begonnen, auch die Auseinandersetzung um das Papstamt. Luther nahm so etwas wie das Amt des Wortes wahr. „Die Zeit des Schweigens ist vorbei; die Zeit des Redens ist gekommen!“ Ab 1522 gilt: Reformatorisches Handeln geschieht durch das Wort. Das Wort hat gewirkt, „wenn ich mit Philipp Melancthon und Amsdorf mein Wittenbergisch Bier getrunken habe“. Goethe überbot das Wort durch die Tat. Luther: „Wo das Evangelium verkündigt wird, ist der Teufel los.“

Die „natura verbi est audire“; es ist die Natur des Wortes, gehört zu werden oder zu wollen. Die Geburt des Wortes, das Leben des Wortes, die Geschichte des Wortes, das Ankommen des Wortes ist das Gehörtwerden. „Die Gnade des Heiligen Geistes ist nie unsere „virtus“, sondern bleibt wirksam als virtus Gottes!“ (virtus ist Macht, Kraft).

Geradezu atemberaubende Spannung: 1518, Verhör vor dem Kardinal Cajetan in Augsburg; 1519, Disputation mit Eck in Leipzig; 1520, Verbrennung der Bannandrohungsbulle; 1521, Erscheinen vor Kaiser und Reich. Luther entschied sich für das Verantworten des Wortes Gottes in einem schlichten Stehen zu diesem Wort: Das heißt: Hier stehe ich ... Er stand übrigens mit eingeknickten

Knien vor dem Kaiser, und der schlief. 1517. Die 95 Thesen waren kein Reformprogramm. Luther muss von dem Kern seiner Theologie her zu aktuellen Fragen der kirchlichen Praxis Stellung beziehen. Er spricht vom rechten Verständnis der Buße und des Christseins. In der Schrift „Von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche“, die 1520 erschien, greift er die römische Sakraments-Lehre an. Er fühlte sich gehalten vom Evangelium, muss sich gegen Rom und gegen die Schwärmer verteidigen. Sehr behutsam setzt er sich für eine Reform des Gottesdienstes ein, aber auch der Kirchenordnungen. Er will kein neues Gesetz aufrichten, sondern gewiss machende Befreiung. (nach Ebeling).

Wir quälen uns manchmal sehr mit dem Wort. Wir möchten es frei und offen sagen. Für eine Predigt, so hat es der Theologe Marxen formuliert, sollen wir sechzehn Stunden verwenden. Da ist ja kaum noch Zeit für andere Dinge; zum Beispiel für das Gebet. So sind die Predigten dann auch oft. Gut durchformulierte Schreiben. So werden sie auch oft vorgetragen. Sie sind keine Predigt, sondern eine Schreibe. Das ist wie wenn das ganze Jahr über in der Bibel Jesaja 53 auf dem Altar aufgeschlagen ist. Nun muss es sicher auch Lesepredigten geben, die einer zu Hause im stillen Kämmerlein für sich durchbuchstabieren kann, aber eine Predigt im Gottesdienst ist etwas anderes, eine öffentliche Rede in einer besonderen Situation und zu aktuellen Ereignissen. Wer das übersieht und das sogenannte reine Evangelium predigt, der geht gerade daran vorbei. Mein Lehrer Gollwitzer sagte einmal in einer Vorlesung: „Das Evangelium geschieht auch, wenn ich beim Kühmelken auf der Alm bin“. Siehe Luther „... wenn ich mein Wittenbergisch Bier trinke!“ Entscheidend ist, dass ich im Wort lebe. Die tägliche Lösung ist sicher so etwas wie Schmalkost,

aber besser als nichts; ein Text, ein Gebet, eine Liedstrophe; das unaufhörliche Gebet macht mich stark. Ich kann die Geschichte des Wortes Gottes bedenken und ich kann immer wieder darin ankommen und mein Leben von da aus bedenken. Quälen soll ich mich schon mit dem Wort Gottes, aber sagen sollte ich es freimütig und dankbar. Zu manchen Predigten sage ich immer: „Morgens haben sie die Gedanken und abends die Formulierungen; aber morgens arbeiten sie noch nicht; so bleiben nur die Formulierungen; die aber nützen niemanden etwas“.

EIN BISSCHEN LUTHER (5)

Luther war mehr Theologe als Philosoph. Mit der scholastischen Durchschnittstheologie ist er unzufrieden. Das Judentum, das griechische Denken und das christliche, sind Traditions-Ströme, die er verbinden will. Es geht ihm um die Freiheit des menschlichen Geistes. 1. Korintherbrief 1, 18. Die Weisheit der Welt ist Torheit vor Gott. Christliche Theologie bleibt freilich im Gesprächskontakt mit der Philosophie. Grundzug der sogenannten Scholastik ist ein Wissenschaftsverständnis, das für alles Denken gilt; es sind die zwei Prinzipien Autorität und Vernunft. Der Mensch ist in seiner Geschichtlichkeit anzusprechen. Die Vernunft des Menschen ist etwas Göttliches, wenn sie sich nicht an die Stelle Gottes setzt. (nach Ebeling). *Ich rede gerne davon, dass sich der Mensch nicht absolut setzen solle. Wir sind nicht der Höchste, der Größte, der Wichtigste, sondern wir sind auf Gott orientiert und leben von ihm her. Das Alte Testament spricht davon, dass wir zuerst Gottes Ebenbild seien. Das ist wahr, alles was gut an und in uns ist und da gibt es manches zu benennen, haben wir nicht von uns, sondern von Gott.*

Das bleibt übrigens auch über den Tod hinaus, denn es ist eine ewige Verbindung. Wir leben von diesem großen DU. Das ist eine Art, die in jedem Menschen angelegt ist, auch wenn das nicht jeder Mensch für sich realisiert.

Weil das so ist, sind wir auch Gottes Gegenüber. Er stellt uns in Frage. Er kennt uns genau. Er ist eine Anfrage an uns. Er fragt uns nach unserem Verhalten. Sünde ist von daher, sich nicht fragen zu lassen, sondern seine ethischen Grundsätze aus sich selbst beziehen zu wollen. Die Zehn Gebote sind hier sicher zu nennen. Aber auch das Dreifachgebot der Liebe als Richtlinie und Geländer. Sünde ist aber auch die von uns selbst gelebte Gottesferne. Wir leben so, als ob es Gott nicht gäbe, vor Gott (Bonhoeffer).

Ohne uns kann Gott aber nichts machen. So sind wir auch seine Partner, seine Hände, Füße, Augen, Ohren, sein Mund. Sicher sind es nur kleine, oft tastende Versuche, aber immerhin. Partnerschaft verlangt Gleichberechtigung und da sind wir ohnehin in der Hinterhand. Es ist aber wunderbar, etwas in seinem Sinn tun zu können und ihn auf unserer Seite zu wissen.

Zuletzt aber sind wir auch seine Kinder. Wir wissen, dass es einer gut mit uns meint. Darauf ist immer Verlass. So können wir zwischen letzten und vorletzten Dingen unterscheiden. Die vorletzten Dinge beschäftigen uns am meisten. Sie sind aber nicht so wichtig. Sie sollten uns nicht so gefangen nehmen. Alles was mit ihm zu tun hat, das sind die letzten Dinge. Sie sind die Entscheidungsträger. Auf sie kommt es an. Wir aber dürfen gelassen und vertrauensvoll unsere Straße ziehen. Einer hat alles für uns in der Hand. Er weiß, was uns gut tut. Er bestimmt unsere Wege und Ziele. Wir spielen das Leben und wir leben Bilder der Hoffnung. Mancher erhält sich sein Kindsein bis ins hohe Alter.

„Wir sind Bettler, das ist wahr“, schreibt Martin Luther in seinen letzten Tagen auf einen Zettel. Was für eine Grundwahrheit! Wir betteln wie die Kinder.

EIN BISSCHEN LUTHER (6)

In der Theologie geht es um Wissen und Glauben. Die Schrift ist auszulegen, auch in ihrer zeitbedingten Gebundenheit, und die Gnade Gottes ist zu verkündigen in unsere eigene Existenz hinein; auch in unser Getroffen-Sein. Luther will eine Theologie, die „den Kern der Nuss, das Mark des Weizens und das Mark der Knochen“ erforscht. So studiert er die Heilige Schrift. So legt er sie aus. Es geht ihm um den Grundzug der Bibel. Er meint das Wort, das Gewissheit gibt im Leben und im Sterben. Dieses Wort entscheidet über das Menschsein des Menschen.

Römerbrief 1, 17; hier entscheidet sich die ganze Auslegung der Heiligen Schrift; es muss das im Herzen lebendig werden und den ganzen Menschen ergreifen. Gnade ist nichts anderes als die Gegenwart des Heiligen Geistes. Luther: Man muss Geist und Buchstaben unterscheiden (Psalm 45). Das äußerlich hervorgebrachte Wort ist ein Griffel, ein Instrument, der und das in die Herzen lebendige Worte schreibt. Aus den Buchstaben muss der Geist hervorgehen; denn der Geist ist in den Buchstaben verborgen. Der Buchstabe tötet, der Geist macht lebendig (2. Kor. 3,6).

Zu unterscheiden ist: Fleischlich und geistlich, sichtbar und unsichtbar, äußerlich und innerlich, niedrig und hoch, Menschliches und Göttliches, Irdisches und Himmlisches, Zeitliches und Ewiges, Vorhandenes und Zukünftiges, Wahrheit und Unwahrheit. Der Grundsinne der Heiligen Schrift ist Christus. Das gilt auch für den Psalter. Christus bringt Züge des Leidens, das Tragen der

Sünde, das Aushalten der Gottlosigkeit. In den Psalmen zeigt sich eine frühe Ahnung von einer Theologie des Kreuzes. Wer in der Sichtbarkeit gedemütigt, angefochten, verworfen, ja getötet wird, wird inwendig zugleich erhöht, getröstet, angenommen, lebendig gemacht; wenn ihn der Geist des Glaubens das lehrt, und er es so verstehen will.

So ist „geistlich“ alles, was „vor Gott“ verstanden wird, das heißt im Zeichen des Kreuzes Christi. Theologisches Denken ist so die fundamentale Beziehung von Wort und Glaube (nach Ebeling).

Im Philipperbrief Kapitel 1, 21 steht: „Denn Christus ist mein Leben und Sterben ist mein Gewinn!“ Darüber habe ich gepredigt im Dom zu Lund, als ich auf einer Dienstreise mit Bischof Krusche in Schweden war. Auf dieser Kanzel wird im Lutherjahr 2017 Papst Franziskus stehen. Auch er wird nichts anderes predigen als den gekreuzigten und auferstandenen Herrn, als Jesus Christus. Ich habe damals gesprochen über: Christus ist der Inhalt meines Lebens; Christus ist der Grund meines Lebens; Christus ist die Kraft meines Lebens, Christus ist die Hoffnung meines Lebens; Christus ist das Ziel meines Lebens.

Christus, der Inhalt meines Lebens. Da setze ich einmal ein Ausrufungszeichen und einmal ein Fragezeichen. Als meine Mutter mich das Beten lehrte, begann alles damit. Es entstand eine Verbindung, die lebenslänglich gilt und zu halten scheint. Ich bin selbst immer wieder davon überrascht. Ich freue mich über unsere evangelische Kirche, aber ich leide auch mit ihr. Ich habe die priesterlichen Funktionen versucht zu erfüllen, aber es ist mir immer deutlicher geworden, dass Luthers Lehre vom Allgemeinen Priestertum aller Gläubigen von uns noch nicht in die Tat umgesetzt worden ist. Gerade in einer Zeit, wo wir

Pfarrstellen aus Geldmangel streichen müssen, wäre es nötig das Priestertum aller Getauften in den Mittelpunkt zu stellen, um Gemeinden zu bilden, zu erhalten und geistlich zu versorgen. Darüber muss ich oft nachdenken. Daher das Fragezeichen und das Ausrufungszeichen.

Christus, der Grund meines Lebens. Er ist nicht nur die Ursache, sondern der grundsätzliche Halt meines Lebens. Er gibt meinem Leben Sinn. Wenn ich das Vaterunser nicht hätte, die Seligpreisungen, das Beispiel eines Lebens, das sich lohnt, die Auseinandersetzung mit dem Tod und die Lehre von der Auferstehung zum Leben, wenn ich mich nicht an meine Taufe erinnern, die Taufgnade täglich ergreifen könnte, wäre ich der Hölle nahe, nämlich der Sinnlosigkeit, dem Gefühl, umsonst gelebt zu haben und zu leben, dem Abgrund meiner Existenz; ich sähe kein Licht am Ende des Tunnels.

Christus, die Kraft meines Lebens. Hier muss ich den Morgen erwähnen. Wir sind beide Morgenmenschen. Auch wenn wir, aus welchen Gründen auch immer, nachts schlecht geschlafen haben, am nächsten Morgen ist alles wie weggefegt. Die Gnade Gottes hat das möglich gemacht. Sie ist wie eine fröhliche Melodie in meinem Leben, wie es eine Konfirmandin einmal benannt hat. Ich sehe auf. Ich blicke nach vorn. Ich wage den Tag. Gerade angesichts der vielen Amokläufe, Attentate, Unglücke, Abartigkeiten, Bösarbeiten, Erfahrungen von Gottesferne und Gottesleugnung oder auch Gottesmissbrauch, habe ich ein Grundvertrauen, das mich trägt. Das ist eine Erfahrung, die Mut macht. Ich lebe von einer letzten Unverletzlichkeit. Kann es ein größeres Glück geben?

Christus, die Hoffnung meines Lebens. Ob ich so mit meinem Leben zufrieden bin? Auf viele Dinge habe ich gehofft.

Auf Anerkennung, auf Liebe, auf Gestaltungskraft, aber auch auf äußere Dinge, von denen ich allerdings beizeiten wusste, dass ich sie nicht brauche. Erfüllung habe ich immer gefunden, wenn ich das stabile Dreieck der Liebe zu leben versuchte. Stelle dir ein gleichseitiges Dreieck vor. An einer Ecke steht G



(für Gott), an der anderes N (für Nächster) und an der dritten ein I (für Ich). Nur wenn alle drei Ecken übereinstimmen, bin ich im Lot; fehlt der Zusammenhang mit einem Spitzenbezug geht alles in meinem Leben verquer. Christus, die Hoffnung, lässt meine Bezüge wachsen und das macht mich froh. Ich vollbringe da keine Leistung, sondern betrachte es als Geschenk, diese Hoffnung zu haben.

Christus, das Ziel meines Lebens. Wenn mir einer sagt, dass ich jung aussähe, antworte ich ihm immer, Christen werden mit den Jahren immer jünger, - daran liegt das, - bis zum jüngsten Gericht. Wir lachen dann gemeinsam, denn der körperliche Mensch verfällt, wie bei anderen auch. Wenn man in die Jahre kommt, stellt sich manches ein, was einem die Lebenslust nehmen kann. Ich bin heute schon viele Jahre älter als Dr. Martinus wurde. Mein geistlicher Reichtum hält sich in Grenzen. Aber ich bin mit meinen kleinen Erkenntnissen zufrieden. Telos heißt im Griechischen Ende, aber auch Ziel. Irgendwann

werde ich sterben. Aber das ist nicht das Ende. Ich bin dann bei Gott und alles, was mich mit ihm verbindet, bleibt erhalten. Wie das aussieht, weiß ich natürlich nicht, aber diese Tatsache hat ihre Auswirkungen auf mein Heute, Hier und Jetzt. Sie schenkt mir Gelassenheit und Freude: „Wenn dann zuletzt ich an-

gelangt bin im schönes Paradeis“, heißt es in einem Lied.

EIN BISSCHEN LUTHER (7)

Kernproblem ist das Verhältnis von Gesetz und Evangelium. „Wer das Evangelium vom Gesetz zu unterschieden weiß, der darf wissen, dass er ein Theologe ist!“ Unterscheidung ist nicht Trennung: Kein Entweder-Oder! Das Wort Gottes ist zweifach: Gotteswort und Menschenwort. Als Gotteswort ist es das Wort der Gnade, der Vergebung; ein gutes Wort, das uns wohltut. Als Menschenwort ist es ein Wort des Gesetzes, des Zorns, der Sünde. Das hat etwas mit dem Gewissen zu tun. Der Mensch hört. Er ist getroffen, in Anspruch genommen, einem Urteil unterworfen. Ein Wort, das befreit, lebt vom Geschenk, von der Gnade, von der Vergebung. Menschenwort nimmt gefangen; es kann das Gewissen nicht freimachen, denn Gott ist abwesend.

Wenn ich Gott gelten lasse, ihm die Ehre gebe, ihm Glauben schenke, mich

ihm öffne, ihm vertraue, ist der Mensch nicht Täter, sondern einer, der durch den Glauben gerecht wurde. Christliche Gerechtigkeit ist nicht Werkerechtigkeit, sondern Glaubensgerechtigkeit. Der Christ ist aus sich selbst und aus sich heraus Sünder, zugleich aber von Gott her und vor Gott ein in Christus Gerechter. Das ist eine passive Gerechtigkeit, eine geschenkte, nicht verdiente (nach Ebeling).

Ich habe immer versucht, die menschlichen Grundbezüge und Seinsweisen zu betonen und darüber zu theologischen Aussagen zu kommen. Oft habe ich diese Art in meinen schriftlichen Äußerungen aufgenommen und auch darüber gepredigt. Hier versuche ich das am Beispiel des Vaterunsers noch einmal. Ich will damit nur zu erfahren geben, wie nahe Jesus an den Menschen seiner Zeit war:

Alle Menschen nehmen etwas wichtig. Es ist ihnen heilig. Sie setzen alles dafür ein, es zu erlangen und zu erhalten. Geheiligt werde dein Name.

Alle Menschen sehnen sich nach etwas. Nach einem heilen Leben. Nach persönlichem Glück. Nach Familie und Erfolg. Nach dem Wohl des Leibes und der Seele. Dein Reich komme.

Alle Menschen protestieren. Sie behaupten Gott bei seinem Willen. Sie protestieren gegen die Zustände dieser Welt. Hunger, Krieg, Elend und Gottlosigkeit. Dein Wille geschehe.

Alle Menschen sorgen sich. Sicher um das tägliche Brot, um ein erfülltes Leben. Aber auch um das tägliche gute Wort. Unser tägliches Brot gib uns heute.

Alle Menschen fühlen sich schuldig. Vielleicht nicht alle, aber die, die es ernst meinen mit dem Leben. Deutlich wird das in der Trauer. Ach hätte ich doch ... Wenn ich das gewusst hätte ... Vergib uns unsere Schuld.

Alle Menschen haben Angst. Sie fürch-

ten sich vor dem Bösen. Das nimmt, wie schon immer, vielfache Gestalt an und nimmt uns in Besitz. Erlöse uns von dem Bösen.

So hat Jesus auf geniale Weise menschliche Grundbedürfnisse aufgenommen



und sie auf Gott hin ausgerichtet. Darum beten wir das Vaterunser. Selbst Atheisten tun das. Aber vor Gott gibt es ja auch keine Atheisten.

■ ■ ■ EIN BISSCHEN LUTHER (8)

Das Evangelium ist eindeutig. Das Gesetz ist zweideutig. Das Evangelium wäre nicht Evangelium, wenn es nicht das letztgültige Wort wäre. Das macht froh, befreit, gibt Mut, eröffnet Hoffnung, schafft Glauben; es ist aller Zukunft überlegen, aller Anfechtung gewachsen, löst alle Wirrnis, überstrahlt alle Finsternis. Es ist klug, klar, gewiss, verlässlich.

Dagegen das Gesetz des Sollens. Es wird ständig umgangen, übertreten, gebrochen, und ist keine feststehende Größe; es wandelt sich mit den Menschen. Geistige Orientierungslosigkeit. Verlust der Geborgenheit. Der Mensch wird hineingerissen in die Fremde, in die Leere, in das Nichts.

Evangelium ist die Botschaft von Chris-

tus. Wir konzentrieren uns auf die mündliche Überlieferung. Die dem Glauben gemäße Weise des Wortes ist das Bekenntnis, die Äußerung der felsenfesten Gewissheit. Der Glaube ist der einzige sachgemäße Gebrauch des Evangeliums. Ein und dasselbe Wort kann als Gesetz treffen oder als Evangelium vernommen werden. Evangelium ist die Erfüllung des Gesetzes, wo keine Sünde ist, kann auch nicht die Vergebung der Sünde verkündigt werden. Wo nicht der Tod die Macht hat, kann nicht die Botschaft von der Auferstehung laut werden. Wo nicht der Unglaube am Werk ist, kann nicht das Wort des Glaubens geschehen.

Wer nichts ist, aus dem kann Gott etwas machen. Es muss also darum vom Gesetz geredet werden, weil darin die Universalität und Wirklichkeit des Evangeliums auf dem Spiel steht. Darum gibt es die 10 Gebote! Lehre vom Gesetz geschieht in der Mannigfaltigkeit von Gesetzgebung und Erziehung, Unterricht und Bildung, Wissenschaft und Kultur, Weltanschauung und Religion.

Das Gesetz belehrt weniger über das, was man tun soll, als über das, was man faktisch nicht getan hat. Es begegnet dem Menschen wie ein Richter oder Henker. Statt dem Leben zu dienen, tötet es. Man will letztlich nicht auf Gott angewiesen sein. Nicht Gott wird geleugnet, also seine Existenz, sondern dass wir auf ihn angewiesen sind. Die Leugnung der eigenen Existenz als Gottes Kreatur ist die eigentliche Gottlosigkeit. Unglaube ist die Grundsinde des Menschen (nach Ebeling).

Ich habe viele Menschen begleitet in meinem und ihren Leben. Ich habe ihnen vermittelt, ein Mensch zu sein oder zu werden oder werden zu wollen. Einige sind in die Spur gegangen. Sie haben Theologie studiert und treu ihren Dienst in Gemeinde oder in der Schule

getan. Begonnen haben unsere Gespräche oft mit der Gottesfrage, ob es ihn gibt und überhaupt. Es war immer eine Entdeckung zuerst an den alten Abraham zu denken, der in der Vielfalt der antiken Götterwelt den einen, einzigen, unsichtbaren, nicht beweisbaren Gott glaubte. Welche Entdeckungen konnten wir in der langen Geschichte des Glaubens machen! Wie Dr. Martinus haben wir das Alte Testament von Christus her gelesen und verstanden, besonders die Psalmen. Tägliche Andachten gehörten ebenso wie die Gestaltung von Gottesdiensten auf unseren Rüst- und Urlaubsfahrten dazu. Besonders wichtig waren mir Besichtigungen von Kirchen. Wir setzten uns in eine Kirche, zündeten jeder eine Kerze an und wurden still. Plötzlich fingen einige an zu weinen. Ich habe immer versucht, junge Leute von innen her anzurühren. Sie haben weniger von meinen Predigten gelernt, als von meinem Verhalten. Trotzdem fragten wir nach dem Sinn unseres Seins oder vielleicht war diese Art eine Antwort. Was gibt meinen Leben Sinn. Die Arbeit? „Nur Arbeit war sein Leben“ hörte ich oft bei einer Beerdigungsanmeldung. Ich zeichnete dann immer eine Treppe und auf jede Stufe ein Wort: „Nur Arbeit war sein Leben“ und ans Ende zeichnete ich ein offenes Grab. Die Frage, ob das denn alles war, wurde gestellt. Nach Krankheit und Behinderung fragte ich und dem Umgang damit. So kamen wir ins Gespräch. Also: Die Arbeit kann nicht den Sinn meines Lebens ausmachen. Dann vielleicht der Erfolg? Leistung zählt. Auszeichnungen. Beförderungen. Erfüllte äußere Ziele. Haus. Auto. Teure Urlaube und Reisen. Aber was ist mit denen, die das alles nicht haben, weil es ihnen an Überzeugungskraft, Fleiß, Können und Begabung fehlt, vielleicht auch an Glück und Durchsetzungsvermögen. Erfolg ist ein sehr zweideutiger

Begriff. Misserfolge können Menschen auch zugrunde richten.

Oder die Familie? Ist sie die Antwort auf die Frage nach dem Sinn? Ja, es ist schon sehr schön, eine Familie zu haben und zu erhalten. Wir erleben gerade mit, wie ein Freund und seine Frau, die auf die achtzig Jahre zugehen, nun endlich Enkel bekommen haben, Zwillinge zumal und wie sie in der Beschäftigung mit ihnen aufgehen, eine später Erfüllung und noch einmal eine Aufgabe, die Leben schafft. Wir erinnern uns gern an unsere Familien, in denen wir aufgewachsen sind, an die Nachkriegsjahre, an unsere über fünfzigjährige Ehe, an unseren Sohn, seine liebe Frau, ihre inzwischen erwachsenen Kinder, deren gegenwärtige Freundinnen und sind hoffnungsvoll, wie es weitergehen soll. Aber wie viele Familien haben wir zerbrechen sehen! Wie viel Unglücke und Krankheiten, Egoismen und Eitelkeiten haben Familien zerbrechen lassen! Nein, das alleinige Glück ist die Familie auch nicht. Es ist wie alles ein zerbrechliches Glück.

Oder: Manche finden den Sinn ihres Lebens im Einsatz für die Gesellschaft. Sie sind in Gruppen, Sportvereinen, Naturschutzverbänden, Kirchengemeinden und Parteien organisiert und leisten dabei eine sehr wichtige gesellschaftliche Arbeit. Sie kümmern sich um Kranke. Sie sammeln Geld für soziale Aufgaben. Sie tragen zur Gesunderhaltung eines Teils der Gesellschaft bei und auch zur Erhaltung eines, wenn auch manchmal kleinen Stückchens Natur in ihrer Umgebung. Wir halten zum Beispiel Bienen und finden darin auch unsere Freude. Aber den Sinn und das große Glück finden wir in all diesen Tätigkeiten nicht. Warum? Weil alles seine Grenzen hat! Siehe Varoa-Milbe.

Aber worin finden wir denn sonst den Sinn? Für mich gibt es nur eine Antwort. Darin, dass wir unser Leben als

ein Geschenk verstehen.

Es ist nicht selbstverständlich, dass wir da sind. Wir sollten uns mehr dem Prinzip der Dankbarkeit nähern. Eine Sekunde an jedem Morgen Danke sagen und dann fröhlich den Tag gestalten. Unsere uns aufgegebenen Arbeit gestalten, Erfolge einplanen, uns unserer Familie freuen, uns einsetzen für ein besseres und gerechteres Miteinander in unserer Gesellschaft und in der Welt. „Mein erst Gefühl sei Preis und Dank“ sagt uns Christian Fürchtegott Gellert. Damit lässt sich leben und wohl auch sterben.

EIN BISSCHEN LUTHER (9)

Person und Werk gehören zusammen; das „und“ soll nicht trennen, sondern verbinden; beides hat Berechtigung. Das Verhältnis von göttlicher Gnade und menschlichem Wirken hat ein Ziel: Die Vervollkommnung der Person, die den Menschen zu verdienstvollen Werken instand setzt. Erst muss die Person geändert werden, dann werden auch die Werke geändert. Der Baum bringt die Frucht, nicht die Früchte den Baum. Durch die Gnade wird nicht etwas am Menschen geändert, sondern die Situation des Menschen, wie er von Gott gemacht ist und angesehen wird. Gnade ist ein Geschehen, das den Menschen in seinem Sein vor Gott bestimmt. Gerech ist eine Person, weil sie zu rechtem Handeln befähigt ist (nach Ebeling).

Um dieses Thema hatte ich neulich eine längere Diskussion. Ich will Gutes tun, sagt mir ein Verwandter, dann komme ich auch in den Himmel. Er konnte da auch eine lange Liste aufführen. Ich sprach ihm vom Glauben und von den Werken. Gut lutherisch, die Werke bringen nicht in den Himmel. Der Glaube geht voraus. Weil ich von Gott angenommen und geliebt bin, darum tue ich die guten Werke. Siehe die Geschichte

vom Zöllner Zachäus. Der wurde von Jesus angenommen wie er war. Jesus sagte Ja zu ihm. Er zeigte ihm, dass er ihn liebte. Zu dieser Annahme brauchte er nur Ja zu sagen und schon änderte er sein Leben. Das ist der Dreischritt des Evangeliums. Annahme, Ja-sagen, sein Leben ändern. Wenn die Person geändert wird (siehe oben), ändert sich auch das, was wir tun. Es erscheint im Lichte Gottes, also im Lichte der Vergebung. Das ist der wichtigste Schritt in unserem Leben. Das alles geschieht aber „aus Gnaden“.

EIN BISSCHEN LUTHER (10)

Glaube und Liebe. Glaube bezieht sich auf die Person. Liebe bezieht sich auf die Werke. Es ist aber ein einziges Geschehen. Die verschiedenen Weisen des menschlichen Zwischenseins, Geburt und Tod, Schöpfung und Auferstehung, Sünde und Gerechtigkeit, Gott und Nächster, Gott und Welt. Darin, in diesen Gegenüber, liegt die Ur - Spannung des Menschen. Um der Liebe willen ist der Glaube nötig und um des Glaubens willen die Liebe. Es geht um ein radikales Neuwerden des Menschen, um Wiedergeburt, um eine Änderung der Person. Der Glaube macht aus dem Christen eine Person. Galater 2,20: ich

lebe, doch nun nicht ich, sondern Christus lebt in mir. Die Frage ist, wodurch die guten Werke zu guten Werken werden? Das erste und höchste Werk ist der Glaube an Jesus Christus.

Der Glaube als die alles gutmachende Macht des Guten und darum als das gute Werk Gottes schlechthin, ist die Gewissheit des Gewissens. Der Mensch muss sich letztlich als von Gott bejaht, angenommen, geliebt wissen, um Freiheit zur Liebe zu haben, zum wahrhaft guten Werk.

Glaube ist ein gutes Gewissen zu haben. Glaube gibt die Freiheit das zu tun, was um des Nächsten willen nötig ist, was die Liebe fordert. Die Liebe braucht den Glauben nur da, wo dem Menschen die Sorge um sich selbst abgenommen ist; da ist die Liebe die reine Liebe.

Der Mensch ist nur dann am rechten Ort, ist nur dann wahrer Mensch, wenn er sich zwischen Gott und dem Nächsten fühlt. Radikale Freiheit und radikale Dienstbarkeit. „Von der Freiheit eines Christenmenschen“. Der Glaube macht die Liebe lebendig und die Liebe den Glauben. (nach Ebeling)

Was hören, sehen, glauben wir, wenn wir „Jesus“ sagen?

Vielleicht ein freundliches und einladendes Licht. Etwas Tröstliches. Eine leuchtende Quelle. Eine ganz ursprüng-

lich liebende Macht. So ein Licht tut gut. Es ist das Weihnachtslicht. „Das ewige Licht gehr da herein und gibt der Welt einen neuen Schein!“

Oder das überirdische Licht der Verklärung, das die Jünger in Verzückung setzt, so dass sie auf diesem Berg Hütten bauen wollen.

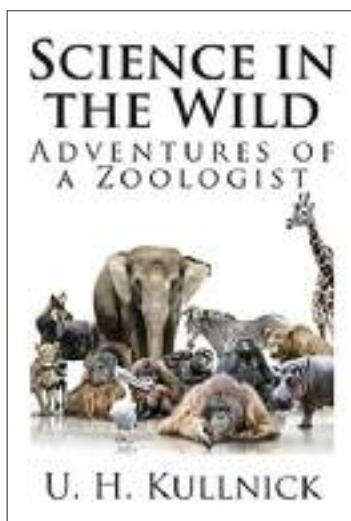
Oder es ist das Licht der Auferstehung. Ein Licht, das Schatten vertreibt und den Tod. ein Licht, das Freude bringt und hell macht den Tag.

Was hören, sehen, glauben wir, wenn wir „Jesus“ sagen?

Ein Stein, ins Wasser geworfen. Wellen, die von Jesus ausgehen. Eine Welle der Liebe kann einen ganzen Kontinent ergreifen. Eine gute Tat schafft Beispiel, steckt an. Eine Welle der Gewaltlosigkeit. Die Wange hinhalten, die andere; wer will das schon? Die anderen, die bösen, sie wollen uns vernichten. Wir antworten mit Dienst, mit Fußwaschung, nicht den Kopf. Da geschieht Annahme, gelebte Vergebung. Du selbst könntest nicht nur auf der Welle schwimmen, sie selbst sein.

Was hören, sehen, glauben wir, wenn wir „Jesus“ sagen?

Ganz sicher sind es die Geschichten des Neuen Testaments. Vielleicht liebt einer die Gleichnisse Jesu, die vom Verlieren und Finden reden? Vielleicht liebt einer



den Jesus, der uns unsere Schuld vergibt? Auch unsere Gottesferne und Gottvergessenheit?

Vielleicht liebt einer den Jesus, der ihm oft in seinen Leben half, Angst zu überwinden? Und zu einem freien, fröhlichen und dankbaren Menschen zu werden.

Vielleicht liebt einer den Jesus, der ihm Kraft gibt, mit dieser Welt und Zeit zu leben? Jeder mag sich da einordnen, wenn es hilft. Die Schubfächer sind unsere Erfindung. ER kennt so etwas nicht. Es erleichtert die Sache auch keineswegs, wenn wir die Fächer haben. Die Bestände sind unterschiedlich. Vergessen ist unsere besondere Eigenschaft.

Was hören, sehen, glauben wir, wenn wir „Jesus“ sagen?

Noch etwas leuchtet auf, wenn wir den Namen Jesus wahrnehmen und aussprechen. Vielleicht ist es ein Bild, das bei der Oma im Wohnzimmer hing oder bei uns an der Wand? Oft sah ich den „Guten Hirten“. Vielleicht in einer etwas kitschigen Ausgabe. Jesus mit einem Schaf über Schulter und Rücken und einem Hirtenstab in der Hand. Oder ich sah ein Bild: Jesus segnet die Kinder. Oder: Jesus feiert mit seinen Jüngern das Heilige Abendmahl. Oder ich sah eine Kreuzigung, oder ein Bild vom auferstandenen Herrn. Es sind Bil-

der, die unsere Glaubensbilder, die wir in uns tragen, geprägt haben und unterstützen.

Was hören, sehen, glauben wir, wenn wir „Jesus“ sagen.

Manchmal nehmen wir Melodien wahr. „Liebster Jesu, wir sind hier!“ Das spielte meine Mutter immer zum Kindergottesdienst auf unserer romantischen Orgel in Gebesee und das kann mich bis heute zu Tränen rühren. Wir sangen auch immer gern: „Jesu, geh voran auf der Lebensbahn“. Später kam für mich dazu: „Bei dir, Jesus, will ich bleiben!“ und „Jesus, meine Freude!“ Und „Wohl mir, dass ich Jesus habe!“ Mit dem Lied möchte ich einmal beerdigt werden.

Bestimmte Melodien sitzen tief in uns drinnen. Wie oft haben wir sie gesungen! Wie haben wir die unterschiedlichsten Stimmungen mit ihnen verbunden! Wie oft haben sie uns froh gemacht! Wie oft haben sie uns im Schmerz geholfen! Sie haben unseren Blick auf die Mitte des Lebens gerichtet. Was Worte oft nur unvollkommen können, das können Melodien: Worte zum Strahlen bringen!

Was hören, sehen, glauben wir, wenn wir „Jesus“ sagen?

Wie schon gesagt, der Name Jesus hat noch etwas sehr Wichtiges, einen Atem.

Ja, Jesus, das ist Ausatmen und Einatmen. Wir atmen aus, was uns bedrückt: die Enge unseres Herzens. Die schlechte geistliche Luft. Den Geist der Lüge und der Traurigkeit, der Mutlosigkeit und des Egoismus, des Hochmuts und des Spottes und wir atmen ein:

Die herrliche Freiheit der Kinder Gottes, die Freude des Augenblicks, das Glück der Begegnung, die klare Luft der Vergebung, die Begeisterung des Neuanfangs.

Wir atmen den Tod aus und das Leben ein. Dieses Atmen ist die wichtigste Bewegung in unserem Leben.

EIN BISSCHEN LUTHER (11)

Luther fühlte Verantwortung für weite Bereiche des öffentlichen Lebens. Kirche, weltliche Obrigkeit, Ehe, ökonomische Probleme, Schule und Universitäten, Bauernaufstand, Türkenkriege, für die Welt und die geschichtliche Gegenwart.

Man kann schon von einem Rückzug aus der Innerlichkeit sprechen; durch Betonung des Gewissen? Nein, gerade deshalb war er offen für die Welt. Verantwortung. Galateer 4, 7: „Ihr seid Kinder, nicht Sklaven!“ Ich habe etwas, was größer ist als Himmel und Erde. Es ist die Dimension der Unendlichkeit Got-



tes. Das Reich Gottes und das Reich der Welt stehen in Spannung zueinander. Die beiden Reiche sind nicht zu vermischen; sie müssen unterschieden werden; Luthers Zwei-Reiche Lehre! Beide Reiche sind aufeinander bezogen. In beiden ist Gott der Herr. Es geht um eine konkrete Einübung in die Unterscheidung von Gesetz und Evangelium. Um des Gewissens willen ist zwischen beiden zu unterscheiden.

Wie war Luthers Art zu denken? Es ist sein Seinsverständnis mit dem „coram“ gleich „vor“; das ist räumlich, nicht zeitlich zu verstehen; besser „angesichts“. Es ist das alttestamentliche Wirklichkeits-Verständnis. „Angesichts von“ heißt: „In Gegenwart von“. Es kommt zur Begegnung von Person zu Person. Die Coram-Situation ist die Sprachlichkeit. Man versteht die Wirklichkeit nur als Wirklichkeit, wenn dazu das Wort Gottes vernommen wird. „Die ganze Kreatur ist Gottes Larve und ist von dem darin enthaltenen Wort zu unterscheiden“.

Sein „Coram Deo“ ist Sein im Angesicht Gottes. Sein angesichts meiner selbst (coram me ipso), Sein angesichts der Menschen (Coram hominibus) und Sein angesichts der Welt, also (Coram mundo) sind zu unterscheiden. (nach Ebeling).

Was für mich wichtig ist. Seitdem ich mich mit Lessings Schrift „Erziehung des Menschengeschlechts“ beschäftigt habe, aber vielleicht auch schon vorher aus einem kindlichen Ansatz heraus, glaube ich, dass Gott der Herr der Geschichte ist. Auch wenn viele meinen, darüber nachzudenken, lohne sich nicht, er habe die Welt sich selbst überlassen. Für mich spricht das gegen die Gottheit Gottes, aber auch gegen das Menschsein des Menschen. Der Gedanke, dass die Geschichte die Offenbarung ist, fasziniert mich. Das hieße ja, dass mit der Offenbarung unsere menschlichen Mög-

lichkeiten herauszuarbeiten sind und auch unsere menschlichen Unmöglichkeiten sichtbar würden. Das hieße aber auch, dass alle unsere ethischen Entwürfe daran zu prüfen sind und auf diese Tatsache ausgerichtet sein müssen.

Das hat weitere Folgen. Es gäbe danach wirklich keinen Gegensatz zwischen Vernunft und Offenbarung. Der Mensch offenbart Gott und Gott offenbart den Menschen. Die Möglichkeiten Gottes, wenn er wirklich Gott ist, beinträchtigen die des Menschen nicht, sondern machen ihn zum Menschen. Die Menschwerdung des Menschen ist nicht abgeschlossen. Das habe ich oft gesagt. Wir sind in den Evolutionsprozess eingebunden; wir gestalten ihn mit, welche Chance!

Gott und menschlicher Geist gehen ihren Gang. Geschichte ist die Wesenheit der Offenbarung. Aber ist daraus etwas zu lernen? Sind wir Menschen lernfähig? Ist der Appell an die menschliche Vernunft verheißungsvoll? Sind nicht Gewalt, Egoismus und Eigensucht die Strukturen, in denen wir leben? Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung. Oft haben wir darüber nachgedacht und es ist uns noch heute ein Herzensanliegen, unsere gesellschaftlichen und menschlichen Entwürfe darauf auszurichten, hier etwas zu lernen, die Menschheit etwas zu lehren, durch unser eigenes Leben in dieser Richtung Zeugen zu sein.

Die Selbstoffenbarung aus ihrer bloßen Existenz spricht für Gott als Tatobjekt. Er schafft Existenz und offenbart sich in ihr. Existenz ist das Verhältnis des Daseins, des Menschen, zu seinem Sein. Wie gehen wir damit um? Wie pflegen wir diese Beziehung? Gehen wir, wenn wir es tun, dabei auch in die Tiefe? In die Tiefe des Menschen, in die Abgründe und die Urzusammenhänge, die uns Sprache lehren?

Könnte es nicht sein, dass das Verhältnis Gott-Mensch dem innermenschlichen entspricht? Gott wäre dann Existenz im höheren, ich sage, im unendlich dimensional Sinn. Gott wäre das Sein des Menschen. Er bestimmt, weil er es ist, das Sein des Menschen, ob der will oder nicht!

Verhält sich der Mensch dabei passiv, wenn Gott handelt. Nein, er empfängt, indem, ich würde auch sagen, weil er die Offenbarung vernunftgemäß versteht.

Vernunft ist das Vermögen, die Offenbarung zu erhellen. Offenbarung hat die Vernunft geleitet. Offenbarung ist Erziehung. Die geschieht in Abhängigkeit von der Zeit. Zeit konstituiert Geschichte. An der orientieren sich Offenbarung und Vernunft.

Wie kommt es, dass große geschichtliche Entwürfe, wie zum Beispiel das Christentum oder der Kommunismus, missbraucht werden und sich ins Gegenteil verkehren.

Soviel zum Sein angesichts Gottes.

IN BISSCHEN LUTHER (12)

Nach Luther ist der Gegenstand der Theologie der schuldige und verlorene Mensch und der rechtfertigende und rettende Gott. Es geht um die Erkenntnis Gottes und des Menschen. Beide sind richtig zu unterscheiden. Es wird geredet von dem Menschen vor Gott und von Gott auf den Menschen hin. So dass seine Freiheit seine Unfreiheit ist und seine Unfreiheit seine Freiheit. „Von der Freiheit eines Christenmenschen“ und „De servo arbitrio, dass der freie Wille nichts sei!“ Die Freiheit, die der Christ hat, ist die Freiheit zum Dienst in der Liebe. „Wenn Gott aufsitzt, dann geht es, wohin Gott will und wenn der Satan aufsitzt, dann geht es, wohin der Satan will!“ Der Satan ist die Maske der Abwesenheit Gottes, sagte Luther einmal.

Gottes Wille lässt sich nur als Bekenntnis sagen. Man wird Theologe durch das Leben und das Sterben und durch die Erfahrung der Verdammnis, wird man Theologe, nicht durch Begreifen, Lesen und Spekulieren. Das Sein vor Gott und das Sein vor der Welt sind keine getrennten Möglichkeiten, sondern eine Wechselbeziehung. Wer sein Sein vor Gott lebt, hört damit nicht auf, vor der Welt und in der Welt zu existieren. Wer Gott gerecht wird durch den Glauben, kann der Welt gerecht werden durch die Liebe. „Person“ meint die Einheit und Ganzheit des Menschen in seinem Sein vor Gott. Person und Gewissen sind bei Luther fast gleich. Sein des Menschen vor Gott meint das Getroffen-Sein von dem Wort Gottes. Der Mensch ist getragen und beauftragt von dem Wort Gottes, das den Menschen in seinen Werken in Dienst nimmt (nach Ebeling).

Dazu: Unsere Probleme sind zahlreich. Augenblicklich gibt es bei uns folgende Spannungsfelder.

Die Spannung zwischen Jung und Alt. Wir fragen, warum zünden Jugendliche immer wieder einen Jugendclub in Badrina an?

Die Spannung zwischen Reichen und Armen. Die Frage, warum geht die Schere immer weiter auseinander?

Die Spannung zwischen denen, die Arbeit haben und denen, die keine Arbeit haben. Die Frage, warum werden riesige und reiche Konzerne unterstützt und die mittelständischen Betriebe

gehen in Konkurs?

Die Spannung zwischen glücklichen und unglücklichen Menschen. Die Frage, warum begrüßen wir uns nicht mit „Ma Schlomcha?“, was in Israel „Guten Tag“ heißt und eigentlich: „Wie ist dein Friede?“

Aus solchem Glück heraus erwächst Vertrauen. Das gilt für alle Lebensbereiche, zum Beispiel auch für unser Verhältnis zu Osteuropa. Da haben wir persönlich viel getan. Wir haben etwas polnisch gelernt. Wir sind oft in der alten Heimat meiner Frau. Wir haben dort eine richtige Freundschaft. Wir freuen uns nicht nur über die echte Gastfreundschaft der Polen, sondern auch über ihre Bescheidenheit, Freundlichkeit, Höflichkeit und wir bauen mit unserer Art Vorurteile ab.

Aus solchem Glück heraus erwächst aber auch unser Einsatz für einen einfachen Lebensstil. Gern würde ich einmal die einfachen Mahlzeiten aufschreiben, die wir miteinander haben. Sicher werden wir damit nicht die Welt verändern. Aber das und andere Verhaltensweisen verleihen uns einen Hauch von Zufriedenheit und geben uns Zukunft.

EIN BISSCHEN LUTHER (13)

Luther unterscheidet die Theologie des Kreuzes von der der Herrlichkeit. In dem gekreuzigten Christus ist die wahre Theologie. Da gibt es eine gewisse

Nähe zur Leidensmystik. Deus crucifixus und deus absconditus. (1. Kor. 1, 18 ff.). Die Theologie des Kreuzes ist existentielle Theologie; der nackte Mensch begegnet dem nackten Christus. Außerhalb von Jesus Gott suchen, das ist vom Teufel.

Wie redet Luther von Gott? Gott allein/ Christus allein/ die Schrift allein/ das Wort allein/ der Glaube allein. Soll überhaupt von Gott die Rede sein, dann ist christliche Lehre Anweisung zum rechten Reden von Gott. Gewissheit ist der Inbegriff des Seins Gottes bei den Menschen und des Seins des Menschen bei Gott. Ungewissheit ist die Sünde des Menschen. Gewissheit ist sein Heil. Grundformel: Gott und Mensch gehören zusammen. 1. Gebot. „Woran du dein Herz hängst, das ist dein Gott!“ (nach Ebeling).

An dieser Stelle weise ich gern und weil es zu unserer Aufgabe in der Welt gehört, auf einen Text hin, der „Vom Bekenntnis in der Friedensfrage“ handelt und am 22. September 1987 als Beschluss der Bundessynode der Evangelischen Kirchen der DDR verabschiedet wurde. Das war zu der Zeit und in der Situation ein mutiges Bekenntnis unseres Glaubens. Es war ein echt lutherisches Bekenntnis, ein deutliches „Hier stehe ich!“

Kernsätze: Krieg darf nach Gottes Willen nicht sein. Wir sollten ein System „Gemeinsamer Sicherheit“, das auf Vertrauensbildung beruht, entwickeln.



Die Kirchen sollten sich für gewaltfreie Sicherung des Friedens einsetzen.

Was sage ich heute zu diesem Text vom „Bekennen in der Friedensfrage“?

Zuerst: Ich bin stolz darauf. Dass es möglich war, so ein eindeutiges Wort kurz vor der Wende, aber ohne davon zu wissen, dass es die Wende geben würde, zu sagen, macht mich nachträglich sehr stolz auf unsere evangelische Kirche. Keine andere Gruppierung hat in so einer Klarheit die Probleme unseres Landes, das nur ein Wimperschlag in der Geschichte war und das rückblickend von den einen verherrlicht, von anderen duldsam bedacht und von manchen verflucht wird, zum Ausdruck bringen oder wie hier auf einer Bundessynode in Worte fassen können.

Ich habe jahrelang in sehr unterschiedlichen Synoden (KPS und EKV) mitgearbeitet, zuletzt auch in Kirchenleitung der Kirchenprovinz Sachsen, weil ich mich dazu gedrängt fühlte, nicht nur zu „praktizieren“ und meine Basiserfahrungen der Gemeinde mitzuteilen. Das ehrliche und deutliche Wort dieser Verlautbarung hat mich aber damals sehr bewegt; ich fand sie sachgerecht, auch vorsichtig genug, aber eben eindeutig. Ich kann nicht sagen, dass die Sicherheit des anderen auch meine Sicherheit ist, wenn ich feindselige Texte schreibe und böse Worte über ihn denke und zu

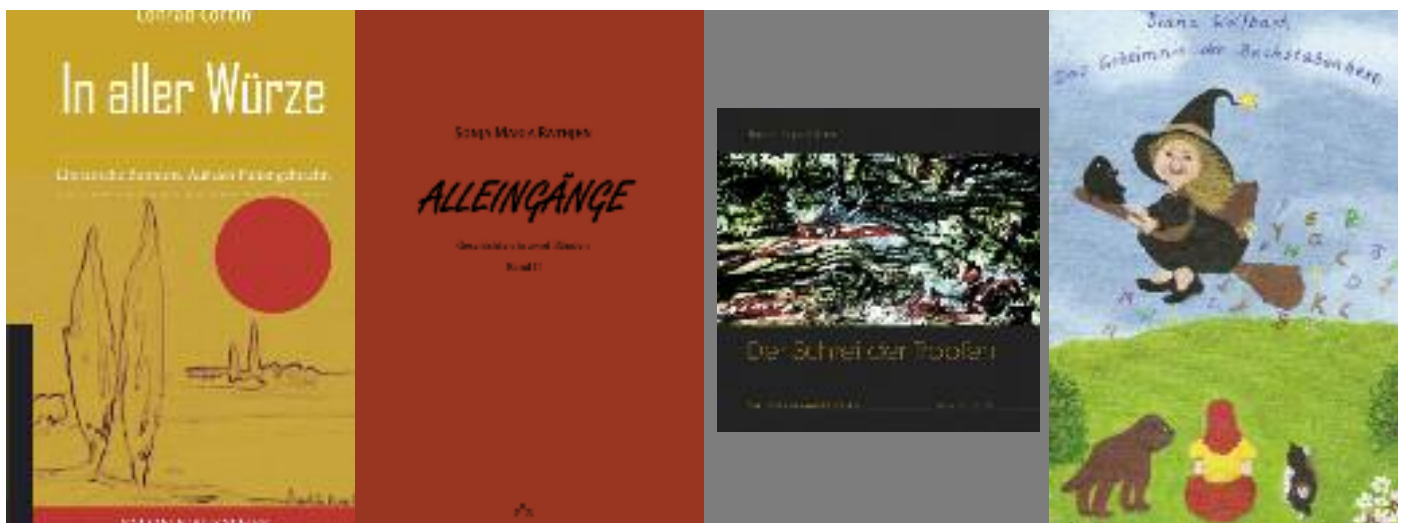
ihm sage.

Zum anderen: Ich will versuchen, den Text von damals daraufhin abzuklopfen, was und in welcher Weise er uns heute etwas zu sagen haben könnte und was eventuell heute vergessen ist. Die Absage an Geist, Logik und Praxis der Abschreckung sollte heute auch noch gelten. Bewegen sich unsere Verantwortlichen in der Gesellschaft, die uns sehr plötzlich übergestülpt wurde, in diese Richtung? Die Einsätze unserer Soldaten in elf Bereichen unserer Erde, zum Beispiel in Afghanistan, vor der Somali-Küste und im Irak, die ja nur dem Aufbau einer Infrastruktur, der Sicherheit unserer Warentransporte und dem Aufbau einer eigenen Polizei dienen sollen, haben ja doch, zumindest auch, sehr militärischen Charakter. Rechtfertigen die Erfolge dieser Einsätze den Tod von vielen deutschen Soldaten? Nein! Wenn ich daran denke, dass meine Enkel eines Tages dahin müssen, läuft es mir kalt den Rücken runter.

Ja, es darf kein Staat seine eigene Sicherheit und - Freiheit über die der anderen stellen. Was geschieht aber, wenn die Amerikaner in Polen und der Tschechien ihre Raketabwehr aufbauen. Haben sie wirklich bedacht, welche Ängste das bei den Russen auslösen wird? Wir sagen, der Geist der Abschre-

ckung steht im Widerspruch zum Geist Gottes. Bringen wir das heute noch so zum Ausdruck, zumindest wir als Kirche der Freiheit, die wir keine diplomatische Rücksicht nehmen müssen wie die römische Kirche, die ja gleichzeitig ein Staat im Staate ist und sich eben auch so verhält? Die berühmte Regensburger Rede von Benedict XVI. hat gerade wegen dieser diplomatischen Äußerungen, wo man nie weiß, redet der Mann jetzt als Bischof von Rom und Papst oder als Regierungschef, so viel Aufsehen erregt. In Yad Va Schem neulich war es ähnlich. Ein niederländischer Freund schrieb mir: „Een pauselijke pelgrimage met gemiste kansen“, was vielleicht so viel heißt wie: „Ein päpstlicher Pilger mit nicht wahrgenommenen Chancen“. Es fehlte die Eindeutigkeit des „oppenherde van 1, 2 miljard zielen“.

Aber weiter im vorliegenden Text: Der Geist der Abschreckung erhebt die eigene Sicherheit zu einem Götzen; er traut den Menschen massenhaften Mord zu; das ist ja auch durch die Geschichte, durch unsere deutsche Geschichte, belegt; er zwingt zu einem Freund-Feind-Denken. Der Grund dafür ist die Angst. Gott befreit uns aus der Angst und von Abhängigkeit und Unterdrückung. Kein Staat darf durch Drohung mit Massenvernichtungsmitteln Angst verbreiten.



Sehen wir auf Nordkorea und den Iran, dann kann uns Angst und Bange werden. Diese Länder sind auf einem so niedrigen Stand ihrer geistigen Entwicklung, dass sie jederzeit in der Lage sind, moralisch in der Lage sind, denn sie haben ja keinen Widerstand im eigenen Land, die Menschheit zu vernichten. Oder was wird mit den Taliban im Kaschmirgebiet? Lass solche Terroristen in einem Land dieser Erde an die Macht kommen und an die Verfügungsgewalt über Atomwaffen, sie werden im Namen Allahs davon Gebrauch machen. Zumindest bleibt das Wettrüsten nicht aus. Es gibt mit solchen Leuten keine Chance zur Verständigung. Frieden, Freiheit und Gerechtigkeit bleiben auf der Strecke. Wir sagen: Gott schenkt uns in Christus seine Gerechtigkeit. Teilen und gerechtes Zusammenleben sind die Stichworte. In der DDR gab es eine Militarisierung des Lebens. Dieses Denken war damals zu verdammen und das sollte auch heute so sein. Ich habe mich schwer daran gewöhnt, in unseren Soldaten „Bürger in Uniform“ zu sehen. Wenn ich eine militärische Fahrzeugkolonne sehe, krampft sich mir das Herz zusammen. Aber eine Schutztruppe ist wohl nötig. Ich muss auch an die Menschen denken, die in der 3. und 4. Welt durch Verelendung umkommen; dazu braucht es nicht einmal einen Krieg. Gerechte Kriege aber gibt es nicht mehr. Vergleiche einmal, was Luther darüber geschrieben hat.

Es ist nötig, heißt es in unserem Text, ein System gemeinsamer Sicherheit zu entwickeln. Politische Wege zur Konfliktregulierung sind aufzubauen. Abrüstung muss auf allen Ebenen geschehen. Sind wir darin vorangekommen? Ich denke schon, über die europäischen Institutionen und andere Bemühungen, ist einiges passiert. Als die Russen in Georgien eingriffen und sich am liebsten das ganze Land wieder einverleibt hätten, machte

die Nato in dem Land eine militärische Übung und die Russen verzogen sich schimpfend und sie schoben die Schuld für das ganze Dilemma auf Georgien. Das war aber wiederum auch nicht nur falsch.

Weiter heißt es, dass es unserem Glauben widerspricht, Produktion, Besitz und Einsatz von Massenvernichtungsmitteln zu fördern. Reden wir doch nur einmal von der Waffenproduktion in unserem Land. Deutschland ist mit führend bei der Produktion von Waffen auf dieser Erde. Das wird mit dem Thema Arbeitsplätze kaschiert. Für mich aber ist es ein Verbrechen. Ein Land, das so viel Unheil über die Menschheit gebracht hat, dürfte sich überhaupt nicht mehr an einer Waffenproduktion beteiligen. Aber niemand bringt das zur Sprache. Auch die Kirchen nicht. Sie schweigen, sie bekommen ihre hohen Kirchensteuern und können damit den Apparat Kirche unterhalten und uns, die Kirchenrentner bezahlen.

Was kann der Einzelne, was können Kirchengemeinden tun? Es ist sicher sinnlos, an mein Hoftor oder an das Pfarrgrundstück zu schreiben: „Atombombenfreie Zone!“ Aber unsere Grundhaltung möchte schon sein, dass wir uns wenigstens verbal für den Abbau der Atomwaffen einsetzen und die Parteien danach beurteilen, was sie dazu tun. Natürlich sind wir oder bin ich, auch für das Verbot von chemischen und biologischen Waffen, für das Verbot von Weltraumrüstung, für die Begrenzung konventioneller Waffen und für eine allgemeine Truppenreduzierung. Die Bergpredigt lässt grüßen. Warum machen wir damit so wenig Politik? Seit Franz Alt ein Buch über die Bergpredigt geschrieben hat, ist der Satz von Franz Josef Strauß, mit der Bergpredigt könne man keine Politik machen und dessen Sätzen von der Unterscheidung zwischen Gesinnungsethik und Verhal-

tensethik Lügen gestraft. Es muss mit der Bergpredigt Politik gemacht werden. Vom deutschen Boden darf nie wieder ein Krieg ausgehen.

Dazu gehört mit Sicherheit auch die feindliche Rhetorik, die zu unterbleiben hat. Prüfen Sie bitte Presse, Rundfunk und TV danach, ob das geschieht.

Wir, als die Kirche des Wortes, in der das Wort Gottes so hoch geachtet wird, in der Sonntag für Sonntag ein Bibelwort ausgelegt und verständlich gemacht und auf heute, hier und jetzt bezogen wird, sollten darin vorangehen. Wir sollten aber das Wort Gottes in den Mittelpunkt stellen, es hören und weitergeben. Was da manchmal in der Theologie, die ich „Wellnesstheologie“ nenne, zu hören ist, kann einen allerdings erschrecken. Gerade durch einen verantwortlichen Umgang mit dem „Wort“, der eine Vorbildwirkung haben sollte, können wir die Mündigkeit der Bürger stärken. Der „aufrechte Gang“ und die „Zivilcourage“ sind immer wieder zu entwickeln. Das sind wichtige Erkenntnisse aus der Wendezeit. Die Friedenserziehung beginnt bei uns in der Kirche und zu Hause.

Das ist ein sehr ausführlicher Bezugsversuch zu dem letzten Kapitel über Dr. Martinus. Ich habe ihn vor Jahren geschrieben, meine aber, dass er hier gut hinpasst. Nun haben sich die Zeiten schon wieder geändert. In Bayern gab es einige Terroranschläge, aber auch in Frankreich, in Afghanistan und im Irak. Das alles geht an uns nicht spurlos vorüber. Wir sind ängstlicher geworden. Wir haben aber in unserem Glauben einen festen Halt und predigen weiter Zuversicht und Hoffnung. Ein „bisschen Luther“ will uns dabei helfen.



● **Thomas Berger**

NOT UND FLUCHT

Über das Fundament einer europäischen Tradition

Wenn wir an Europa denken oder das Wort aussprechen, werden nicht nur geographische Assoziationen hervorgehoben, sondern zweifellos auch kulturelle. Die sogenannte Flüchtlingskrise ist keineswegs bloß eine Frage nationalstaatlicher Natur. Es geht bei diesem Thema nicht allein um territoriale Eigenständigkeit und Sicherheit der Grenzen einzelner europäischer Länder. Vielmehr gilt es, die aktuelle Problematik auch unter dem Blickwinkel der Kultur, besonders der Wertvorstellungen, in Europa zu betrachten.

Mentalität, Sitten und Gebräuche europäischer Staaten und Regionen sind gewiss unterschiedlich. Dennoch gibt es das einigende Band der gemeinsamen Geschichte. Und zur Geschichte Europas gehört die Verwurzelung in der jüdisch-christlichen Religion. Immer schon gab es Wanderungsbewegungen und Flüchtlingsströme, sie sind ein fester Bestandteil der europäischen Geschichte.

Ihr geistiges Fundament hat diese Tradition in der hebräischen Glaubensurkunde, die mit dem christlichen Neuen Testament zu einer Einheit verbunden wurde. Die Verschmelzung der griechisch-römischen Antike mit biblischem Gedankengut prägte dann nachhaltig die Geschichte Europas.

Von den israelitischen Urvätern Abraham, Isaak und Jakob erzählt die Bibel, sie seien Fremdlinge im Land Kanaan gewesen. Zudem hätten Notsituationen, beispielsweise Hungersnöte, sie gezwungen, Zuflucht in anderen Ländern zu suchen. Der Exodus, der Auszug aus der Sklaverei in Ägypten, sei schließlich zum Zentralereignis der jüdischen Geschichte geworden. Das Thema der Errettung aus schwerwiegenden Notlagen durchzieht jedenfalls die Religion bis hin zur Theologie der Befreiung im 20. Jahrhundert. Und es hat auch säkulare Geister bewegt, denken wir etwa an Ernst Bloch.

Wenn wir heute—nicht selten leichtfertig – von einer Flüchtlingskrise sprechen, dürfen wir die europäische Tradition von Migration, Flucht und Vertreibung und deren Fundament nicht vergessen. Eine Krise ist, definitionsgemäß, der Höhepunkt einer gefährlichen Entwicklung. Stellen Flüchtlinge den Höhepunkt einer gefährlichen Entwick-

lung dar? Haben wir es, statt mit einer Flüchtlingskrise, nicht eher mit einer kulturellen Krise, mit einer Krise der Humanität zu tun? Sollten wir als Europäer nicht in das Bekenntnis einstimmen, das im Buch Deuteronomium mit Blick auf den Erzvater Jakob so formuliert ist: „Unser Stammvater war ein heimatloser Aramäer.“?

Es bleibt schließlich zu bedenken, dass nach religiösem Verständnis allen Menschen das Los beschieden ist, Pilger zu sein. „Ich bin ein Gast auf Erden“, bekennt Paul Gerhardt in einem bekannten Liedtext aus dem 17. Jahrhundert. Wir sind, unabhängig davon, ob wir einen festen Wohnsitz haben oder fliehen müssen, Fremdlinge in der Welt— unsere Heimat, heißt es im Buch der Christen, ist der Himmel. Das verbindet uns, darin wurzelt der Appell, Herausforderungen anzunehmen und in solidarischem Miteinander nach Lösungen zu suchen, die allen ein menschenwürdiges Leben ermöglichen.

Wenn wir uns dessen besinnen und uns ins Bewusstsein rufen, dass Not und Flucht zur Signatur der europäischen Geschichte gehören, werden auch wir, wie die Menschen vor uns, die mit den gegenwärtigen Flüchtlingsströmen fraglos verbundenen Probleme meistern.





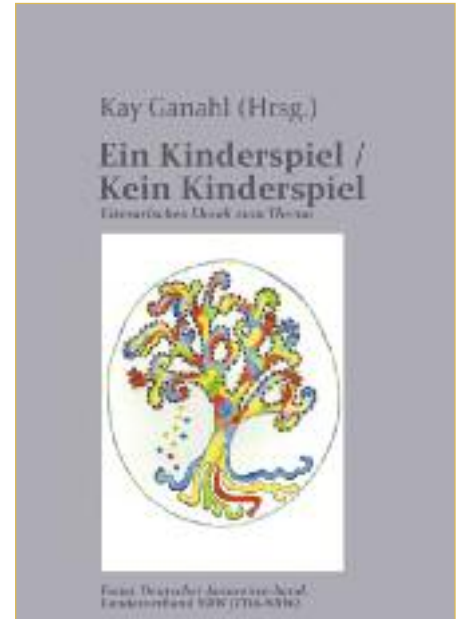
LV NRW

**Bewährtes, Neues,
Zukünftiges**

Lassen wir das vergangene Jahr des FDA NRW einmal kurz Revue passieren ... Im Dezember 2015 die Jahrestagung des FDA in Mülheim an der Ruhr – mit Fantasy und Phantasie ... und so sollte es auch weitergehen. Zum Beispiel mit Lesungen unter freiem Himmel: wandern, vortragen, austauschen. Man traf sich zur Winter- und Frühjahrslesung und zum literarischen Wandertag im Sommer. So wurden, wie bereits im Jahr davor, Lesungen mit "Bewegung" durchgeführt, Bewährtes weiterentwickelt und intensiviert. Nicht

nur das Vortragen an verschiedenen, erwanderten Orten war dabei außergewöhnlich, sondern ebenso die lockere Atmosphäre, die die zahlreichen Bewegungspausen zwischen den Lesungen begünstigten. Gemeinsames Gehen gibt Mitgliedern, Gastautoren und Zuhörern viel Freiraum zum Austausch. Nicht zuletzt deshalb haben literarische Wanderungen, neben den klassischen Lesungen an etablierten Orten sowie den literarischen Nachmittagen, Eingang in unser Verbandsleben gefunden.

Nun zum Neuen: 2016 erschien eine neue Anthologie unseres Landesverbands mit dem Titel "Ein Kinderspiel / kein Kinderspiel" - Literarisches zum Thema, herausgegeben von Kay Ganahl. Vierzehn Autoren und Autorinnen haben ihre Gedanken in Gedichten, Geschichten und Erzählungen niedergeschrieben. Das Phänomen Kind sein, Kind sein dürfen, Erlebnisse, Erfahrungen und Kindheitserinnerungen, eine Vielfalt von Sichtweisen auf Kind und Kindheit wurden literarisch verarbeitet. "Ein Spektrum, dessen einzelne Teile jedoch bei all ihrer Individualität immer den Bezug zum Thema wahren, nie be-



liebig oder präventios erscheinen. Ein Spektrum, das nicht zuletzt auch den im FDA-Landesverband NRW mannigfach vorhandenen Multibegabungen Rechnung trägt" (Zitat aus dem Vorwort von Dr. Manfred Luckas). Aufgelockert sind die Textbeiträge durch farbige Illustrationen, Malerei und Grafik. Die Beiträge sind dem Repertoire der malenden Autoren entnommen. Unsere Empfehlung: bitte anschauen und lesen!

Zum Abschluss noch kurz zu einem Projekt, das nach langer Vorbereitung Ende des Jahres endlich finalisiert wird: der Autorenpass. Damit wird ein langgehegter Wunsch vieler Autorinnen und Autoren unseres Landesverbands in die Tat umgesetzt, die sich nun bald in angemessener Form als Mitglieder des FDA NRW ausweisen können.

Marlies Strübbe-Tewes



■ LV Bayern

Kulturfluh über zwei Tage gehüpft – und bis CHINA



Der Landesverband Bayern veranstaltete – neben vielen Anderem – am 23. und 24. Juli 2016 zwei Tage lang ein intensiv erlebtes Sommerfest in Nymphenburg zusammen mit dem Künstlerkreis KK 83 München-Pasing. Die Idee verknüpfte die Kultur von Autorenlesungen, einer Poesie-Matinee und einem Haiku-Workshop mit einem Künstlerflohmarkt für Leinwände, Farben, Rahmen und Postkarten. Beide Abende fanden gut besuchte Lesemarathons statt – man konnte sich nicht satt-hören. Musikalische Impromptus aus spanischem Flamenco und Chansons aus aller Welt verbanden kongenial die geistigen Welten und Abenteuer.

Die Poesie-Matinee brachte sieben Lyriker auf die Bühne, die einen Bloggermenschen an die Hand nahmen, um ihm aus verschiedensten Blickwinkeln einen Zugang zu ihrem Tun zu eröffnen. Spontan ergaben sich dabei in Frage und Antwort Verknüpfungen und Intertextualitäten, die allen Beteiligten den wundersam konkreten offenen Raum des Poetischen mit noch einmal ganz anderen Augen eröffneten. Am Abend vor dem Fest hatte München Terroralarm zu überstehen und so war es gut, die nächsten Tage einander ein

geschütztes Miteinander zu erschaffen, durch welches alle Anwesenden sehr eng zusammengewachsen sind. Eine Möglichkeit, diese Momente der flüchtigen Erinnerung zu entreißen, bot wie so oft das Literatur Radio Bayern FDA, und das sommerliche Timbre ist auf diese Weise jederzeit erreichbar und zugänglich.

Und von dort zu China? Die Anfrage einer chinesischen Kulturagentin erreichte uns aus heiterem Himmel. Und daraus sind bereits eine Sendung chinesischer Lyrik im Radio und mehrere Seiten in der bayerneigenen Literábiles geboren. Ein neues Projekt steht an. Wechselseitige Einladungen wurden ausgesprochen.

Der FDA Bayern ist ein hochkreatives, lebendiges und solidarisches Ganzes geworden – mit Menschen, die ihrerseits andere Menschen anziehen, zusammen mit immer neuen Ansätzen und Begeisterung dem Wort zu dienen.

Susanna Bummel-Vohland

Literatur Radio Bayern Überblick:

<http://www.literatur-radio-bayern.de/index.php/fda-bayern>

1 sommer literabiles:

<http://online.1stflip.com/dpfy/34ds/>

2 winter literabiles:

<http://online.1stflip.com/dpfy/351/>

3 dada literabiles:

<http://online.1stflip.com/dpfy/35pk/>

fda bei fb:

<https://www.facebook.com/FDA.Bayern>



Literabiles



Eigener Messestand unter dem Konzept „Einladend“

Der FDA wollte einen neuen Messe-Auftritt gestalten, zu welchem möglichst viele Menschen gerne kommen und auch ein wenig bleiben sollten. Das Wichtigste waren gut sichtbar alle Mitgliederbücher über die ganzen 5 m Breite der Rückwand. Denn das ist unser wertvollstes GUT: die Bücher unserer Autoren bundesweit in all ihrer Bandbreite, ihrem weitgefächerten Können und mit ihren außergewöhnlichen Covern. Aus allen Landesverbänden, aber nicht nach ihnen gestaffelt, sondern in einem großen Miteinander. Nur die oberste Reihe blieb den Zeitschriften der einzelnen Landesverbände, ihren Anthologien und dem JOURNAL des Bundesverbandes vorbehalten.

Die 2 m Tiefe wollten geräumig und zutrittsfördernd, barrierefrei und deshalb ohne eine Theke die Interessierten willkommen heißen. Dazu wurden rechts ein schwarzes Sofa und ein Couchtisch, links ein Vierer-Arbeitstisch angemietet, so dass für Dialogpartner offline und Interviewpartner online im Literatur Radio des FDA gemütliches Verweilen garantiert war. Immer sollten Präsidiumsmitglieder als Ansprechpartner für alle Interessierten erreichbar sein, so dass sich die lästige Frage nach Einteilung von Standbetreuern nicht stellte. Der Präsident führte 24 Interviews mit Radiopartnern, die sich im fliegenden Wechsel am Stand einfanden, sich interessierten und oft noch länger für Gespräche blieben. Das Gästebuch belohnte das mit durchweg anerkennenden Einträgen. Die Interviewpartner erweckten ganz allgemein großes Interesse anderer Besucher am Stand und kamen aus den verschiedensten Bereichen rund um das Buch. Viele Auto-

ren und Selfpublisher, Literatur-Agenten und Übersetzer, Verlagsvertreter und Dienstleister und sogar zwei 15-jährige Autoren aus Berlin. Zudem über die Kontakte unseres Europabeauftragten Schriftsteller aus dem Ausland.

Die Zeit ist verflogen. Intensiv, dialogreich, zum Platzen gefüllt mit Anekdoten und mit reicher Ausbeute an neuen Kontakten und Freundschaften. Vor allem auch zum Alitera-Verlag, unserem Gegenüber, zur Uschtrin Corner um die Ecke und natürlich zum Sponsor unseres FDA Literaturpreises Amazon einige Schritte schräg weiter. Prinz Rupi begrüßte uns herzlich beim Aufbau, der Berlinverlag verabschiedete uns ebenso herzlich in den letzten fünf Minuten. Viele unserer Autoren und LV Vorsitzende durften wir freudigst wiedersehen und am Stand begrüßen, doch fanden auch ganz ungewöhnliche Geschichten auf ihrer Suche nach Ghostwritern zu uns. Das Sponsoring durch Inge Beers Enkelin mit Fruchtsaftschorlen in vielen verschiedenen Geschmacksrichtungen kam in den trockenen Messehallen überaus gut bei den Besuchern des Standes an. Dafür noch einmal unseren ausdrücklichen und herzlichen Dank!

Der Organisationsaufwand hielt sich erstaunlich gering – den fix und fertigen Aufbau mussten wir nur möbelrückend ordnen und bücherbestückend auffüllen. Schon waren wir fertig! Und Ruckzuck abgeräumt, und schon vor ebenso nackten Standgerippen, die Gangteppiche eingerollt, Abbau und Husch! Alles neu für die nächste Messe ante portas. Das war ein ein wenig trauriger Anblick, doch die Aussicht auf das Spektakel im nächsten Jahr tröstete uns.

Und wir freuen uns überaus, dass wir nächstes Jahr wieder dabei sein werden! Same place, same station! Eine feste Einrichtung mit einem durchsetzungsfähigen Namen und Auftritt.

Denken Sie also bitte rechtzeitig wieder



daran, uns mit Büchern zu versorgen. Die Ausstellung der Bücher ist für unsere Mitglieder kostenlos, während Plattformen allein für jedes ausgestellte Buch hohe Dienstleistungsgebühren nehmen. Und bitte, sollten Sie in Leipzig sein, so fragen Sie frühzeitig zusätzlich einen Interviewtermin für 2017 an. Die Möglichkeit zu Lesungen auf der Buchmesse ist noch im Planungsstadium, aber auch hier lohnt sich die frühe Meldung, dafür bereit zu stehen.

Ein richtiges Highlight war wieder die Vergabe des FDA Literaturpreises für Toleranz, Respekt und Humanität. Durch die Landesverbände vorgeschlagene Endkandidaten, durch die Landesverbände daraus gewählter Gewinner des Preises war: ... sehen Sie bitte den nächsten Beitrag, und vor allem auch die bereits feststehende Shortlist für 2017, ebenfalls in einem gesonderten Beitrag.

Susanna Bummel-Vohland

AUTORENKONGRESS BIRKENWERDER 2017

Der LV Berlin freut sich, im Jahr 2017 wieder einen mehrtägigen Autorenkongress in Birkenwerder bei Berlin anbieten zu können und hat erneut ein hochkarätiges Angebot an Workshops, Vorträgen und Themen zusammengestellt, das möglichst viele verschiedene Interessengebiete berücksichtigt.

Ab sofort nehmen wir Anmeldungen für den Kongress vom 31. März bis zum 2. April 2017 entgegen. Alle FDA-Mitglieder können zu einem ermäßigten Preis teilnehmen. Alle Details zum Programm und zur Anmeldung haben wir in den beigefügten Unterlagen übersichtlich aufgeführt. Für Rückfragen stehen wir gern zur Verfügung.

Die Zahl der Plätze ist begrenzt, Anmeldungen werden in der Reihenfolge ihres Eingangs berücksichtigt.

Wir freuen uns auf ein Wiedersehen und senden herzliche Grüße!

Inge Beer & Jordan T. A. Wegberg

Programm Autorenkongress Birkenwerder 2017

Freitag, 31. März

bis 17.30 Uhr	Individuelle Anreise	
18.00 Uhr	Begrüßung, Abendessen, Kennenlernen	Vorstand
20.00 Uhr	Präsentation des Lieblingsbuches, anschließend Gespräche und Austausch	Moderation: Nathan Cies

Samstag, 01. April

08.00 Uhr	Frühstück	
09.00 Uhr – 11.00 Uhr	Workshop: Vom Roman zum Drehbuch	Katja Mischke
11.00 Uhr – 13.00 Uhr	Workshop: Systemisches Schreiben, Genogramme und Aufstellungen zur Entwicklung von Figuren und Plot	Holga Raffay
13.00 Uhr	Mittagessen	
15.30 Uhr – 17.00 Uhr	Workshop: Journalistisches/biografisches/literarisches Schreiben	Abini Zöllner
17.00 Uhr – 18.00 Uhr	Literatur-Quiz oder Poetry Slam	Oliver Günther, Inge Beer Moderation: Helke Puls
18.00 Uhr	Abendessen	
19.30 Uhr	„Rundganggespräche“, anschließend Gespräche und Austausch	Patricia Stunk, Jordan Wegberg

Sonntag, 02. April

08.30 Uhr	Frühstück	
09.30 Uhr – 11.30 Uhr	Workshop: Dramaturgie	Olaf Weik
12.00 Uhr	Evaluation, Abschied	Vorstand



Autorenkongress Birkenwerder 2017

Der Freie Deutsche Autorenverband Berlin e.V. veranstaltet vom 31. März bis 02. April 2017 einen Kongress für Schriftsteller(innen) in Birkenwerder bei Berlin. Von Freitagabend bis Sonntagmittag haben die Teilnehmer die Möglichkeit, in Workshops ihre Kenntnisse zu erweitern und sich intensiv mit Autorenkolleg(inn)en auszutauschen.

Das **Andersen Hotel Birkenwerder** liegt in unmittelbarer Nähe des Bahnhofs, der von Berlin aus mehrmals stündlich per S-Bahn oder Regionalbahn angefahren wird, und nur wenige hundert Meter von der Autobahn A 10 (Ausfahrt Birkenwerder) entfernt. Alle Teilnehmer wohnen in komfortablen Einzel- oder Doppelzimmern mit Dusche und WC, Föhn, Minibar, Schreibtisch und kostenlosem WLAN. Parkplätze direkt am Hotel.

Die Workshops finden in einem modernen, 100 Quadratmeter großen Tagungsraum statt. Die Mahlzeiten werden in Buffetform angeboten, und für den abendlichen Gedanken- und Inspirationsaustausch stehen die hotel-eigene Bar sowie bei schönem Wetter die Terrasse zur Verfügung.

Alle Workshop-Leiter(innen) sind Fachleute für die von ihnen behandelten Themen und kennen die spezifischen Anliegen der Schreibenden. Mit unserem Programm decken wir eine große Bandbreite von Themen ab.

Der Kongress richtet sich ebenso an Berufsauctoren wie an Amateure. Grundkenntnisse des Schreibhandwerks und des Literaturbetriebs werden vorausgesetzt.

Folgende Buchungsoptionen sind möglich:

- Teilnahme am gesamten Kongress für Nicht-FDA-Mitglieder. Anmeldeformular für Nichtmitglieder (EZ 210 €, DZ 190 €, einschl. 2 x Frühstück, 1 x Mittagessen und 2 x Abendessen)
- Teilnahme am gesamten Kongress für FDA-Mitglieder. Anmeldeformular für Mitglieder (EZ 160 €, DZ 140 € p. P., einschl. 2 x Frühstück, 1 x Mittagessen und 2 x Abendessen)
- Teilnahme für Tagesgäste (Samstag oder Sonntag). Anmeldeformular für Tagesgäste (Samstag 85 € inkl. Mittagessen, Sonntag 35 € ohne Verpflegung)

Wichtig:

An- und Abreise müssen individuell organisiert werden. Wir helfen auf Anfrage gerne bei der Planung und bieten Mitfahrgelegenheiten an.

Die Teilnehmerzahl ist begrenzt – zuerst eingehende Anmeldungen werden auch zuerst berücksichtigt! Anmeldeschluss ist der **1. Februar 2017**. Für eine verbindliche Anmeldung senden Sie bitte das ausgefüllte Formular an die angegebene Adresse, und überweisen Sie die Tagungsgebühr unter Angabe des Verwendungszwecks auf das genannte Konto.

Sie erhalten unmittelbar nach Geldeingang eine Buchungsbestätigung.

Wer am Freitagabend den anderen Teilnehmern sein Lieblingsbuch vorstellen möchte, meldet das bitte im Vorfeld an kontakt@fda-berlin.de. Es sollen **keine** selbst verfassten Bücher präsentiert werden.

Bei Fragen wenden Sie sich bitte an: Inge Beer, Telefon: 030/4327014, E-Mail: kontakt@fda-berlin.de.

Tagungstätte: Andersen Hotel Birkenwerder, Clara-Zetkin-Str. 11, 16547 Birkenwerder, <http://www.andersen-hotels.de/birkenwerder/>
Veranstalter: Freier Deutscher Autorenverband, Landesverband Berlin e.V.

Schön, wenn man die Information gefunden hat!

Redaktion, Presse- und Öffentlichkeitsarbeit mit Texten die passen, ohne zu kneifen, die informieren, ohne in die Irre zu führen.

● **Marek Śnieciński**

Abzählvers

Von Morgen zu Morgen
von Ende zu Ende
der Atem-Abzählvers
eins zwei drei vier Rabe
griff der Storch ins Froschgequake
ich schnuppre und ich bin
schau ins Gesicht wer ich war
träume ich werd
denke denke
denke daran
Rotes Grünes
wer ist dran
ich schweig! und schon bin ich raus
kränke werde gekränkt
höre werde gehört
berühre berühre berühre
zähle in einem fort
und alles wird mir angezählt
von Anfang bis Ende
atme ich atme
eins zwei drei rike fake Ruh
von Morgen zu Morgen
jedes Wort jedes Haar
auch dich wirds erreichen –
und raus bist du

Aus dem Polnischen von Peter Gehrlich

● **Waldemar Okoń**

* * *

Das weiße Segel der Samenkörner
auf den Fensterscheiben
auf der Fläche deines Ozeans
ist durchsichtig und dicht
wir fahren auf ihm
ans andere Ufer
wie auf einer Leinwand zerrissen
von jemandes Händen

wie auf einem Boot
von mir geradewegs in die Höhle gesteuert
wo Odysseus und Nausikaa
Regen und Blitze beschwören
zu schließen was noch offen ist
zu erleuchten was forthin im Dunkel liegt

unbeweglich harren wir aus
das weiße Segel fährt davon
wie die erste Nacht
wie die schwerste aller Nächte

Aus dem Polnischen von Bettina Eberspächer

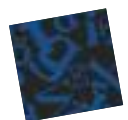
● **Frans Budé**

Exit

Als wir unsichtbar waren
eines Nachts in Trauer und
an uns selber verloren –
die Tür mit Blutdunst beschlagen
der Tod ein Hausflur angefüllt
mit Duft und Hinterhalt
als Feuer und Wind gesammelt waren
rings um unsere abgeschweifte Stimme –
wurden wir empfindlich für das was verblieb
in unserer Stimme. Wir fielen
zusammen, griffen nach dem
was hängen blieb. Der Schatten –
so nahe trieb uns das Licht

Aus dem Niederländischen

von Ton Naaijens und Peter Gehrlich



● **Jana Štroblová****Diese unsere Auferstehung**

Das Riedgras hungrig in uns und mit uns,
der knisternde Sommer, Schattengräben die Höhlen.

Ach, legt unsere Särge nahe dem Wasser,
daß sie wie Boote schwimmen hinaus in der Flut.

Nun, ihr Herren namens Pilatus? Schwimmen sie ...
Dämmer ein Hunger
ein Boden
endlos der Frost ...
hinter uns Leere anstelle von Knochen.

Nuß-Grab aus dem hinausstieg das Nichts wie ein Ast.
Das ist unsere Auferstehung. Unser Vollmond: euere Angst.

Aus dem Tschechischen von Peter Gehrlich

*Die Gedichte entstammen dem Band „Ich bin der Zauberer des Staubs“,
Hirschberg-Agnetendorf, Gerhart-Hauptmann-Haus 2007*

● **Aleksander Nawrocki – GEDICHTE****Zu den Dichtern**

Ihr sollt euch nicht wie die Politiker streiten.
Sie streiten nur scheinbar,
und ihr bis auf den Tod.

Sie verkaufen die Schule

Sie schließen die Schule, in welche ich ging;
Es lohnte sich nicht, sie weiter zu führen, im Ort
warn einzig acht Schüler.
Sie steht zum Verkauf mit dem Hinweis:
geeignet zu sein als Heim für die Alten,
als Lagerraum usf. ...
Ein eingeschossiges Haus am Rande des Dorfes, die Felder
bis vor den Wald. Gegründet für den Gebrauch 1955:
helle, funkelnde Säle, gebohnerte Böden,
man ging in Filzschuhen drüber
und nicht in schmutzigen Stiefeln.
Täglich leuchtend zum Fest:
Bewegung, Lärmen und Freude,
fleißige Arbeit, es gab sogar ein echtes Skelett...
früher wurde gelernt in einer Baracke, zurückgelassen von
Deutschen,
wo im Winter es Frost gab auf Bänken und im Tintenfass Eis,
im Sommer Hitze bis hoch in den Himmel.
Und siehe, der Saal für Gymnastik mit Leitersprossen in op-
tima forma,
zentraler Beheizung,
Büchern in Vitrinen aus Glas,
die lernenden Mädchen – plötzlich noch schöner...
jetzt gibt's zwar rundumher Freiheit, aber
die Erlen und Linden von damals
stehen wie die Raketen mit Zweigen,
unsere früheren Lehrerinnen herüber zu rufen:
Kehrt um aus den Quellen des Himmels,
und verteidigt dies alles...
Das Dorf, das sich damals stemmte gegen
die Kollektivierung, vertrinken sie nun für ein Amen.
Wer nichts hat, ums zu versaufen, erhängt sich
Oder er flieht über die sieben Berge nach Irland.
Auf den Zäunen zerbröseln die Freiheit,
der Wegweiser – nur noch ein Knoten...
Eindeutig war unsre Welt:
Stalin und Bierut in den Gazetten,

im Herzen der Glauben, dies könne lange nicht dauern;
Verbote härteten ab, und die Winde der Ideologie
wehten den Spreu direkt in die Augen der Porträts an der
Wand.

Heute gibt es weder Porträts, Verbote noch Glorienscheine,
auch die Schule ist nicht mehr vorhanden,
die auf der Anhöhe glänzte...
Geblichen sind Hände, sich zur Sozialhilfe streckend
und zum Humpen mit Bier...

Frost

Schon wieder Frost – geradenwegs in das Herz.
Wege in eine Zukunft wärmt der Satiriker nicht.
Aufruhr – vor reiner Vernunft,
Mystik anstelle von Rechtsstand
und die Jongleure mit ihren Idealen betrachten wie Schach-
spiel das Volk.
Schon wieder Frost, Fanatismus – in blinde Fenster hinein.
Kreuze kreuzigen uns, und wir haben dies gern.
Wiederum Steine im Bollwerk und des Martyriums Lorbeern,
der Tod – der Lebendigen Flagge,
ein Richtungsanzeiger, zerbrochen;
und Gott, er schaut auf die andere Seite.

Ein Traum

Mir träumte
von meiner farbenfrohen
und dornigen Kindheit:
den Resten der Okkupation,
den Märchen – ragend aus einer Palme
vor Ostern.
Ringsum erschienen die Felder
ernsthaft wie Gott
und leicht wie die Hasen.
An der Grenze geboren –
zwischen dem Kurprier-Land
und Opinogóra,
Wappen und Händen
der Tochter des Landrats,
dem Vater, der Mystiker war.
Zu singen liebte die Mutter,
zu erzählen der Vater:
vom letzten Gericht,

den glücklichen Zwergen.
Daneben vollzog die Macht einen Wechsel
und neue Schulzen erschienen,
die Priester sangen Kurrende,
am wichtigsten aber waren immer
Zeiten der Aussaat, der Ernte
und jene des Winters mit den drei Königen
vor der Christbaum-Prinzessin.
Das Haus war Glaube und Staat,
Brot und Gebet,
Fasten und Betlehem-Stern.
Tod und Arbeit,
über uns standen sie
täglich:
zwei Schwestern, zwei Brüder,
die die Gemeinschaft der Engel vermehrten ...

19.02.1986

Aus dem Polnischen ©Peter Gehrisch

*Die Gedichte entstammen dem Band „Dom zbudowany w jedną noc“
(Ein Haus, in einer Nacht erbaut) von Aleksander Nawrocki, Verlag
IBiS, Warschau 2015*

Biogramm

*Aleksander Nawrocki, geb. 1940 in der Nähe von Bartniki (Polen).
Dichter, Romancier und Essayist, Kritiker, Herausgeber und Übersetzer.
erste Gedichtsammlung 1966. Seit 1992 Chef des Verlages IBiS, He-
rausgeber der Monatszeitschrift Poezja dzisiaj. Seit 1998 Organisator
des Welttags der Poesie der UNESCO. Mitorganisator des Warschauer
Herbstes der Poesie. Zahlreiche Veröffentlichung von Polnisch-Über-
setzungen aus dem Ungarischen, Rumänischen, Bulgarischen, Russi-
schen, Finnischen. Lebt in Warschau.*

● **Jutta Kleber**

Flatrate-Stiche

Manchmal muss es ein Telefonat sein, um eine uralte Verbindung aus Kinder- und Jugendtagen nicht wegbrechen zu lassen.

Ich telefoniere nicht gern, wegen der Missverständnisse, vor allem nicht mit Linde (eigentlich Rosalinde).

'Die Linde, die finde', dieser längst widerlegte Spruch aus DDR-dörflichen Gewitterzeiten drängt sich stets aufs Neue in meine Begrüßungsgedanken und möchte munter drauflos plappern, wie in jungen Jahren. Das klappt nicht mehr.

Früher gab es Besuche, mindestens einmal im Jahr, immer von West nach Ost. Nach dem Mauerfall nur einmal zu uns – von Ost nach West.

Danach wurde die Neugier auf westliches Konsumleben weiter entfernt gestillt: in Spanien, Italien, Griechenland oder türkischen Karawansereien.

Ein wenig politisiert haben Linde und ich immer schon, miteinander und gegeneinander. Mit Vergleichen wurde jongliert und gemeinsam geschimpft auf alle Kapitalisten und Kommunisten dieser Welt.

Mindestens zwei Jahre haben wir Frauen nichts voneinander gehört. Ich habe Linde lieber direkt vor mir, um zu sehen, wann ihr Brustkorb neue Luft benötigt und ich eine Zwischenbemerkung einwerfen kann. Keine Chance via Sprechleitung. Ihr Redeschwall in oberer Oktave lässt kaum eine Pause hörbar erkennen.

Schicksalsschläge und um sich greifende Krankheiten im Familien- und erweiterten Freundeskreis unserer Altersklasse torpedieren längst einen fröhlichen Austausch.

Linde war schon immer ein Zahlenmensch. Ich erfahre, dass sie vor 3 Jahren am 5. Mai den ersten Blutverdünner eingenommen habe, dass sich immer noch alles bei ihr zusammenkrampfe, aber wohl nicht das Herz, dass ihr Mann schon seit einem Jahr und 2 Monaten seine Hörgeräte trage und dass ihr Cholesterinwert um ein paar Stellen auf 283 gesunken sei, vor allem der LDL von 195 auf 182, seit sie sich bewusst gegen die fette geliebte Bratwurst, die mit den Senfkörnern, entschieden habe.

Und Geburtstagskarten schreibe sie schon lange nicht mehr. Steife Finger. Sie sei ja auch keine Schreibtante, sie rede lieber mit den Leuten, da erfahre man viel mehr.

Ich verkneife mir Einzelheiten über den Krankenstand meiner Familie, kann kaum eigene Medikamente in die Mitteilungswaage werfen, will nicht mit meinem froh stimmenden Hobby ihrem Leidensdruck den Rang ablaufen.

Aber etwas punkten möchte ich am Ende doch, wenigstens mit einer gesundheitlichen Bedrohung – möchte sie vor allen Dingen warnen:

"Hör mal bitte zu, liebe Linde, ich habe mir auch was Unangenehmes eingehandelt.

Hatte 'nen anaphylaktischen Schock, musste ins Krankenhaus."

Hörbare Atempause.

"Bei welcher Anna warst'e im Krankenhaus?"

"Ich war in der Notaufnahme, kam an den Tropf. Eine Hummel hatte mich gestochen."

"Eine Hummel? Bei euch im Ruhrpott? Hummeln stechen doch nicht!"

"Irrglaube, meine Liebe. Längst überholte Großmütterweisheit!", opponiere ich lauthals.

"Hab ich ja noch nie gehört!", knarzt es zurück.

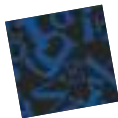
"Jetzt leb' ich mit 'ner Allergie, muss aufpassen, dass mich keine Wespe, Hummel oder Biene sticht, Überreaktion, zu viele Histamine, weißt du, das kann ganz schön gefährlich werden, wenn Symptome ..."

Weiter komme ich nicht, Lindes Stimme schnaubt sich in Rage:

"Ist ja kein Wunder bei den vielen Ausländern – wer weiß, was die für Viecher und Krankheiten einschleppen – hört man doch überall – und unsere friedlichen Hummeln nehmen das auf – sind dann infiziert und werden aggressiv – ist doch wahr – wird doch immer schlimmer – das gab's doch früher nicht. Und du wirst sehen, die nächsten Rentenerhöhungen schlucken die Fremden auch noch weg – das nimmt doch langsam überhand! Ob wir das noch erleben? Oh, jetzt klingelt's. Mein Kuchen in der Röhre. Wir telefonieren wieder. Melde mich, ich bin ja auch mal dran. Tschüsschen und Grüßchen an alle – bis baald!"

Ich hatte keine Gelegenheit mehr zu erzählen, dass sich die schlafende schwarz-rot-goldene *Bombus terrestris* einfach nur gewehrt hat, als ich sie mit ihrem verwelkten Blütenbett entsorgen wollte.sorgen wollte.

Jugendgewinner 2016 Wir gratulieren!



Auf einen Aufruf der Jugendbeauftragten gewannen folgende Jugendliche einen Platz zur Veröffentlichung ihrer Texte im JOURNAL:

- Jonathan Richards, 17 Jahre
- Isra Sevinik, 10 Jahre
- Emma Keil, 10 Jahre.

Wir veröffentlichen hiermit stolz die Siegertexte.



● Jonathan Richards

Einige Texte von Jonathan-Träumer . . .

Sie lebt

Komm, tret' noch einmal zu, ich spüre mich schon lange nicht mehr. Es ist scheißegal, was passiert. Hey, tret' schön weiter auf meine Gedanken plumper Worte, stumpfen Sinns entleert,

entleertes Fühlen. Sie, die Angst, sie lebt. So oder so. Weißt du, ich weiß es nicht, ja, ich weiß nicht, ob es gut für uns ist, zu gehen? Doch ich weiß, ich weiß, du kriegst ein Küsschen von mir. Und sie, und sie, und sie – die Angst, sie lebt. So oder so.

Spielkind

Selbst aus Pappkarton zauberst du Welten für uns. Dir reicht das, die Kunst zu spielen, sagst du, 7 Jahre ohne Schlaf seien völlig normal, sagst du – und du – du schreibst auf deine Hände, einfach so, weil du spielst, noch, und du schreist durch die Gegend, durch die Wälder, gegen Wände, einfach so, weil du spielst – noch ...

Kuss

Neues Papier, neues Blatt. Vieles freier als zuvor, hab' den Tönen zugehört, hab' den Bildern gelauscht, wie im Rausch lass ich los, kaltes Floß, kalt. Ist das wahr? Kommt drauf an, von wo wir schauen, hab' lang gebraucht, gewartet, gesucht. Dieser Kuss, dieser Kuss – dieser Fluss der Entspannung in mir, in dir, in mir, in uns. Willst du mich mitnehmen, auf die große Reise, durch ferne Länder, durch fernes Geländer, weit weg vom Beton, zum bunten Zenit, der uns liebt (weit, weit weg). Willst du?

Den Ozean entlang

Ich lauf' die dunklen Straßen meiner Seele lang, ist völlig menschenleer. Hier ist keine Liebe mehr. Ich tauche in die Tiefen meines Herzens ein. Doch überall liegen Staub und Sand ...

Macht mich wieder ganz, setzt mich neu zusammen, so wie ich früher war, so wie an jenem Tag: Die Sonne lacht uns an und du hältst meine Hand, zusammen gehen wir den Ozean entlang. Vor uns/mir liegt das Meer der 1000 Lügen und mein morsches Boot stellt sich quer. Ich setz' die Segel neu, bevor ich es bereue, denn ohne dich geht das ziemlich schwer, du fehlst mir sehr, sehr.

● **Isra Sevenik****Lulu und das Geheimnis der Waldfee****Bildbetrachtung**

Es war ein wundervoller Tag für Lulu. Denn die Sonne schien groß über ihr. Als sie nun endlich Schule aus hatte, ging sie gemeinsam mit ihren Freundinnen nach Hause. Lulu war 11 Jahre alt und war ein großer Fan von Elfen, Zauberinnen und weiteren fantasievollen Hexern.

Endlich war sie zuhause! Als sie nach ihrer Mutter rief, kam nur ihr Echo, das ihr im Wohnzimmer nachsprach. Nachdem sie ihre Hausaufgaben gemacht hatte, versuchte sie ein Bild zu malen, auf dem viele Zauberer und Hexern zu sehen waren. Plötzlich hörte sie vom Garten jemanden ihren Namen rufen! Ängstlich ging sie zu ihrem Fenster und sah eine unheimliche Gestalt in einem weißen Mantel, die schon wieder im Wald verschwunden war. Blitzschnell rannte sie die Treppe hinunter und lief in den Garten. Die Gestalt hatte einen Brief für Lulu dagelassen. Als Lulu den Brief las, erschrak sie:

Liebe Lulu,
wir brauchen deine Hilfe!
Denn nur du kannst
uns helfen! Wir sind Figuren
aus deinen Träumen. Die Kobolde
sind wieder zurück und wollen
den Zauberstein der magischen Kräfte stehlen.

P.S. Heute Abend im Wald der Toten!

Lulu erschrak noch mehr, als sie das las. Doch sie konnte die Gestalt nicht im Stich lassen. Am Abend, als alle schliefen, schlich sie leise in den Wald. „Diesen Wald hat aber seit vielen Jahren niemand mehr betreten“, sagte sie leise zu sich selbst, als sie vor dem Wald stand. Die weiße Gestalt erwartete sie schon. Sie ließ sich von ihr wegführen.

Als sie auf einer Wiese ankamen, kämpften die Kobolde mit den Hexern. Als die Kobolde Lulu mit der weißen Gestalt sahen, erschrakten sie und zogen sich zurück. Sie sah Zauberer und Hexer nie wieder.

Die Feen und Elfen bedankten sich bei Lulu. Sie durfte immer wieder in den Wald zu ihnen kommen, wenn sie Lust hatte. Und als Lulu an einem Morgen in den Wald ging, sah er viel schöner aus, als in der Nacht.

● **Emma Keil****Das Bild**

Bei Emely hing ein Bild im Zimmer. Es war das Bild ihrer Mutter, die gestorben war. Auf dem Bild hatte sie Locken. Eine Kette mit einem Kreuz hing um ihren Hals. Sie hatte blaue Augen. An der Hand hatte sie zwei Ringe. Sie trug einen wolkenweißen Mantel. Sie war sehr schön.

Emely war sehr traurig, dass sie gestorben war. Sie hatte nämlich jetzt eine Stiefmutter. Sie war sehr streng. Aber an einem Tag hat es ihr Emely heimgezahlt: Sie hatte ihr einen Streich gespielt. Sie hatte ihr kaltes Wasser in das Gesicht geschüttet und ihr dann einen Schnurrbart gemalt. Sie hatte ihr ein Bild mit ihrem Vater und ihrer verstorbenen Mutter gemalt.

Die Stiefmutter war so sauer, dass sie auszog. Nun war die Familie wieder glücklich.

HINWEIS: Bitte die Ausschreibung “Jugendwettbewerb für alle” auf Seite 55 beachten!



● **Susanna Bummel-Vohland**

mit dem vater an der grenze. die geschichte eines jugendlichen.

wir sind angekommen. dort, wo es nicht mehr weitergeht. mein gebrochener vater vor der ungebrochenen grenze. die vögel sind wie immer, die sonne scheint, die natur kennt den menschen nicht. nur der zaun ist nicht natur, ein meisterwerk. von kinderhand eines, der aus einer mutter schoß kroch und dem bestimmt war, sich zum mittel zu machen, zum kotzbrocken, zum todescroupier, den die anonymität schützt, der vielleicht hinten im dorf einer gans den kopf abschlägt und von allen für etwas zurückgeblieben gehalten wird. aber er rollte aus, was da steht, und kaufte sich danach einen schnaps vom todeslohn und hätte doch

ein messer gehabt, mit dem er einen schnitthinein und unseren weg frei bei nacht hätte verantworten können. man wäre ihm nicht böse gewesen.

wir haben nichts mehr, es zu verantworten, auch der vater nicht, auch ich nicht. alle koordinaten sind weggebrochen, ich frage mich, ob ich noch ich sagen kann, es mit behaupteter selbstverständlichkeit sagen kann, wer sollte das ich sein. ein konglomerat aus materie, sich entleerend, wo nicht aufgefüllt, erinnerungen hinter einer wand, zukunft hinter einer wand, den zaun vor der nase, den vater an der seite und eine wabernde atomisierte leidensfreiheit nach oben und unten offen. Ich höre nur meinen atem, ich sehe mir zu, ich schmecke das nichts und ein würgen.

ich wäre so gerne ein baum, der ist auch an den ort gefesselt, aber er darf da sein.

ich beneide ihn um die wurzel, die darf da sein, ich beneide ihn um die krone im licht, weit über dem schatten, den der zaun wirft, ich neide ihm das wasser. ich neide ihm die berührung mit anderen wurzeln, ja, den schatten, den die umliegenden bäume auf ihn werfen. ich trinke meine tränen, noch bevor sie meinen körper verlassen, ich trinke meine eigenen ausflüsse, ich trinke die wabernden seufzer. ich verbrauche innerlich alles wasser, nur für die nächste stunde, den nächsten tag. es gibt kein jenseits des zauns für uns, wir sind zu schwer für eine erde jenseits.

ich werde blind. meine augen wollen sich nicht öffnen, den zaun nicht sehen, den vater nicht, nicht meine ausschnitte aus hose oder hand, nur noch tag und nacht und tag und nacht, ein leicht rötliches wabern, ein stummes schwarz. ich schlafe nicht. auf mich wartet nichts. ich



bin nicht der, der auf sich wartet. ob tod in mir oder außerhalb oder hinter oder vorn von mir ist, ist gleich viel. ein undeutliches ich bin und ein deutliches bei mir, nur bei mir, die angst endete. welche angst. wie gesagt, die erinnerungen sind vorbeigezogen und haben sich verabschiedet wie ein ausgelesenes buch. ich stammle manchmal unhörbar. ein sinnloses wort wie kekse. immer wieder, ohne anteilnahme.

auf meine innenwände haben sich wie polster zur schalldichtung die schmerzflechten neben meiner gelegt. ruhig sitze ich neben ihm. atme ruhig. bin sein baum, auch wenn er zittert, unartikuliert wimmert. ich einverleibe ihn, suche es zu tun, suche, ein ganzes zu bilden, ihn mit meiner haut zu umschließen, ein dickes fell aus schwarzer haut, der, die man wegwirft an einer grenze. nicht einmal ratten sind wir mehr, die umkehren in einem labyrinth. hinter uns wuchert auch grenze, nicht abgesteckt wie ein zaun mit stacheldraht, aber stacheldraht, der löcher in uns reißt, uns aufschlitzt und ausblutet. ich vatertier doppelknolle, gerade schlagen die herzen noch als ein lebendiges herz. zu schwach, sein gesicht in beide hände zu nehmen.

Jugendwettbewerb für alle!

Dieser bedeutende Wettbewerb des LV Berlin steht für alle Jugendlichen von 16 bis 28 Jahren offen. Einsendeschluss ist der 30. April 2017. Eine Mitgliedschaft im FDA ist nicht erforderlich, aber selbstverständlich sind auch jugendliche Mitglieder herzlich eingeladen.





Der Freie Deutsche Autorenverband Berlin e.V. veranstaltet unter der Schirmherrschaft des Deutschen Odd Fellow-Ordens einen Schreibwettbewerb für junge Erwachsene zum Thema

 **Respekt, Toleranz und Güte**

Teilnehmer im Alter von 16 bis 28 Jahren (zum Zeitpunkt der Einsendung) können bis zum 30. April 2017 jeweils einen unveröffentlichten Prosa-Text einreichen. Eine Jury aus Schriftstellern und Literaturschaffenden bewertet die Texte nach ihrer literarischen Qualität und der Bezugnahme auf das vorgegebene Thema.

1. Preis: 400 Euro + Reise nach Berlin 
2. Preis: 200 Euro
3. Preis: 100 Euro

Außerdem werden die fünfzehn besten Beiträge in einer Anthologie veröffentlicht. Für jeden darin abgedruckten Beitrag erhält der/die Autor/In ein Freixemplar.

Die Preisverleihung findet im Frühjahr 2018 im Logenhaus Berlin statt. Anreise und Übernachtung für den/die Preisträger/In werden übernommen.

Anforderungen: 7.000 bis 27.000 Zeichen (inklusive Leerzeichen) im doc-Format, Schrifttyp Arial, 12 Punkt, 1,5-zeilig, Flattersatz, ohne zusätzliche Formatierungen.

Bitte sendet euren mit Namen, Anschrift und Alter versehenen Beitrag unter dem Betreff „Odd Fellows“ an: jungeautoren@fda-berlin.de.

Weitere Informationen unter www.jugendschreib.at

FDA Bundesverband
Präsident: Dr. Uwe Kullnick
uwe.kullnick.fda@email.de
www.fda.de

Baden-Württemberg
1. Vorsitzender: Dieter Döring
dieter_doering@web.de
www.fda-lv-bw.de

Bayern
1. Vorsitzender: Dr. Uwe Kullnick
uk@fda-bayern.org
www.fda-bayern.org

Berlin
1. Vorsitzende: Inge Beer
kontakt@fda-berlin.de
www.fda-berlin.de

Brandenburg
1. Vorsitzende: Hannelore
Schmidt-Hoffmann
kontakt@fda-brandenburg.de
www.fda-brandenburg.de

Hamburg/Schleswig-Holstein
1. Vorsitzende: Ellen Balsewitsch-Oldach
elbaol_fda@gmx.de
www.fda-hamburg.de

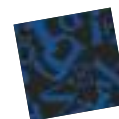
Hessen
1. Vorsitzende: Inge Zahn
ingezahn@gmail.com

Niedersachsen/Bremen
1. Vorsitzende: Dorit Berger
fda-ndsundbremen@web.de
www.fda-niedersachsen-bremen.de

NRW
1. Vorsitzender: Dr. Manfred Luckas
info@manfredluckas.de
www.fda-nrw.de

Sachsen
1. Vorsitzende: Dr. Anne Meinecke
meinecke.fda@t-online.de
<http://tinyurl.com/fdasachsen>

Thüringen
1. Vorsitzender: Hansjörg Rothe
rothe@online.de
Facebook: Freier Deutscher
Autorenverband
Landesverband Thüringen





Leipziger Buchmesse 2016:

Reiner Engelmann gewann mit seinem Buch „Der Fotograf von Auschwitz: Das Leben des Wilhelm Brasse“ sowie für sein Wirken „Wider das Vergessen“ den Literaturpreis für Toleranz, Respekt und Humanität des Freien Deutschen Autorenverbandes (FDA) im Wert von 5000 Euro.

Der Autor erhielt den Preis des FDA i.H.v. 5000 Euro sowie eine Skulptur des bekannten bayrischen Künstlers Richard W. Hell. Die Jury des FDA bestand aus den Landesvorsitzenden des FDA. Die Vergabe erfolgte in Halle 5 auf der Bühne des Forum autoren@leipzig Stand D 600

Die Laudatio hielt Arndt Stroscher, Literaturblogger (AstroLibrium). Wir begrüßten neben dem Sponsor auch Amnesty International, Stiftung Lesen sowie zahlreiche Unterstützer der Initiative „Wider das Vergessen“.

Als Wilhelm Brasse (1917-2012) mit 22 Jahren in das Stammlager Auschwitz eingeliefert wird, ahnt er nicht, dass er als gelernter Fotograf zum Dokumentaristen des Grauens werden wird. Seine Aufgabe ist es, die KZ-Insassen zu fotografieren. Menschen, die kurze Zeit später in den Gaskammern umgebracht werden. Menschen, die von Josef Mengele zu »medizinischen Forschungsarbeiten« missbraucht werden und denen die Todesangst ins Gesicht geschrieben steht. Hätte er die Arbeit verweigert, wäre das sein eigenes Todesurteil gewesen. Als Brasse 1945 alle Fotos verbrennen soll, widersetzt er sich, um Zeugnis zu geben von dem unfassbaren Grauen. Reiner Engelmann hat Wilhelm Brasse noch kennengelernt und schreibt sein Leben für Jugendliche auf. Ein erschüt-



terndes Dokument – wider das Vergessen.

Der Präsident des FDA, Dr. Uwe Kullnick, erläuterte die Entscheidung der Jury folgendermaßen:

Wenn jemand in seinen Büchern, Schriften und Taten ausdauernd, konsequent, mit Liebe, Engagement und Empathie die Schwachen, Verletzbaren, Unterdrückten, Benachteiligten und Verlorenen der Gegenwart und der Vergangenheit vertritt, ihnen ein Gesicht,

eine Stimme und damit Präsenz gibt, dann hat er sich einen Platz in unserer Gesellschaft verdient, der nicht oft genug besetzt werden kann. Reiner Engelmann leiht Sprachlosen seine Stimme, ohne die ihre zu überdecken, ob es sich um ihre Menschenrechte ringende Menschen, ohnmächtige Kinder, benachteiligte Frauen oder um geschundene, getötete und verhöhnte Menschen in Konzentrationslagern handelt. Er lässt sie durch sich sprechen, lässt sie eine Sprache finden, die berührt, angeht und eindringt in unser Denken und Füh-

len. Gerade weil es solcher Menschen und Bücher ermangelt, sich solche Bücher in unserer Kulturlandschaft nicht häufen, ist es ein guter Grund einen Autor, der solches tut, mit dem FDA Literaturpreis auszuzeichnen. Seine Bücher „Der Fotograf von Auschwitz“, „Wir haben das KZ überlebt“, „Gewalt von rechts“ oder „Dass wir heute frei sind ... – Ein Menschenrechte-Lesebuch“ und viele andere entsprechen den Forderungen der FDA Präambel in hervorragender Weise. Mit Rainer Engelmann würdigt der Verband nicht nur sein literarisches Werk, sondern auch sein Wirken für Verständigung in der Gesellschaft. Rainer Engelmann setzt sich herausragend für Toleranz, kulturelle Vielfalt und einen offenen Dialog zwischen den unterschiedlichen Strömungen unserer Zeit ein.

Seit Jahren bezieht er in seinen Büchern gegen Extremismus oder Intoleranz gegenüber Religion, Rasse, Herkunft oder Geschlecht Stellung und vertritt dadurch auch die kulturelle Vielfalt, die wir mit dem „Literaturpreis des FDA“ auszeichnen möchten.

Der FDA Literaturpreis:

Ursprünglich wurde der FDA als „Schutzverband deutscher Schriftsteller“ 1909 gegründet, um Zensur, Willkür und politischer Bedrängnis entgegenzutreten. Heute steht er immer noch für das Freie Wort, Gewerkschafts-unabhängigkeit und die positive und existenzielle Rolle des Schriftstellers in der Gesellschaft und ihren inneren Auseinandersetzungen. Der FDA zeichnet Schriftsteller oder Publizisten aus, die sich in ihrem Werk herausragend für Toleranz, kulturelle Vielfalt und einen offenen Dialog zwischen den unterschiedlichen Strömungen unserer Zeit einsetzen. Insbesondere solche, die gegen Extremismus oder Intoleranz gegenüber Religion, Rasse, Herkunft oder



Geschlecht Stellung beziehen. Toleranz beginnt überhaupt erst dort, wo unser Gegenüber nicht so ist wie wir selbst. Nur Respekt schützt vor den übereilten Forderungen nach absoluter Assimilation oder radikaler Exklusion. Kulturelle Vielfalt wird durch beide Alternativen unmöglich. Humanität erst erfüllt die kulturelle Vielfalt auf lebendige und fruchtbare Weise. Toleranz steht daher am Beginn aller Menschlichkeit und darf weder mit Gleichgültigkeit noch mit Nulltoleranz gegenüber dem Andersdenkenden beantwortet werden. Toleranz, Respekt und Humanität sind deshalb nicht voneinander zu trennen. Dafür steht der FDA Literaturpreis und deshalb sind diese drei Worte auch in die Skulptur eingraviert, die dem Gewinner überreicht werden wird.





KANAL FDA

Das Literatur Radio Bayern ist ein Verbund aus Literaturverbänden, Organisationen und gemeinnützigen Vereinen, die eine gemeinsame Plattform bilden, um der Literatur in Bayern abseits des Mainstreams, - doch nicht ohne Qualität, Aktualität und Engagement - zu der Aufmerksamkeit zu verhelfen, die sie unserer Meinung nach verdient hat.

Gründer:

- Freier Deutscher Autorenverband – Landesverband Bayern (FDA)
- Verband deutscher Schriftsteller VS.

Verbundmitglieder:

- Katholische Akademie in Bayern
- Literaturportal Bayern (Ministerium für Kultur, Bildung und Wissenschaft)
- Freies Literaturportal
- Die Taschenbuchschrüfer
- weitere sind in Vorbereitung.

Der KANAL FDA hat bisher folgende, meist periodische Rubriken:

FDA Autoren Lesen, Rezensionen, Reportagen, Uschtrin Corner (Schreibtipps), FDA & Friends (Mitschnitte und Live-Übertragung von Veranstaltungen, FDA Landesverbände), Essays, Literaturkritik, Lyrik (Sonntags-Serie), Lyrik Kabinett (Europas zweitgrößte Bibliothek für Lyrik) Wiedergelesen, Mundart, Crime Time (Mörderische Schwestern).

Der Kanal Bayern bietet auch den anderen Landesverbänden des FDA ein Medium, ihre Sendungen und Profile in die Öffentlichkeit zu stellen.

Kurz vor Weihnachten wurde die 500. Sendung online gebracht. Inzwischen haben ca. 90.000

Hörer unsere Sendungen gehört. Das Podcast-Radio kann weltweit und jederzeit gehört werden.

Herausgeber FDA Bayern

Chefredakteur: Uwe Kullnick. Weitere Redakteure: Susanna Bummel-Vohland, Arndt Stroscher, Dieter Fuchs.

Partner: Arwed Vogel (VS Bayern); Philipps-Universität Marburg, Lyrik Kabinett München, Institut für Neuere deutsche Literatur, Bayrische Landeszentrale für neue Medien.

Die 6 beliebtesten Sendungen des Radios:

3779	FDA Autor: "Sarcophaga carnaria" oder "Der Krieg ist ein fressendes Schwein" von Uwe Kullnick
3596	FDA Autoren: Uwe Kullnick liest in St. Michael aus seinem Buch "Mir wird kalt."
3442	FDA Autoren: Dieter Fuchs spricht über und liest aus seinem Buch - "Der Tanz der Häsin"
2980	FDA Autoren: Michael Schröder liest die Kurzgeschichte "Blickwinkel"
2725	FDA Bayern – ein Porträt.
2687	FDA-Rezension: "Der Trafikant" von Robert Seethaler



Literatur Radio Bayern

Röderschlößchen – Burgruine Liebenstein – Hotel Gisselgrund

Die diesjährige FDA Bundestagung richtete der LV Thüringen aus. Thematisch rückte am Vorabend des LUTHER 500 Jahre Jubiläums 2017 in den Vordergrund, was der Dr. Martin für die Literatur und das freie Wort bewirkt habe. Und in nicht geringem Umfang der ihm nur zugeschriebene Spruch „Hier stehe ich, ich kann nicht anders!“...

Auf Frankenhain und Gräfenroda verteilten sich die Teilnehmer, die Tagungsteile ebenso auf die Ruine und das Schlößchen, welches gerade von den lokalen Prinzen aus dem Dornröschenschlaf erweckt wurde und uns bei der Ankunft jungfräulich im Licht des überdimensional großen Kronleuchters entgegenstrahlte. Die Dornenhecke zwischen den Locations ersetzte eine zunächst widerständig erscheinende Baustelle, die sich am letzten Tag als durchfahrbares Potemkin'sches wohlausgebautes Sträßlein erwies, welches nur am Ende wenige Meter welliges Gelände nackter Erde aufwies. Hätte es sich freiwillig aufgetan, wären es fünf Minuten Entfernung gewesen, durch seine Drohgebärde waren es bis zu zwanzig Minuten auf dem Auto-Lindwurm. Es wurde jedoch gut für den Transport aller gesorgt und so verpasste man nichts, wofern nicht eine Programmänderung ein wenig Nostalgie aufkommen hätte lassen, nach einem Schiller, unserem Schiller! Die die Stille Post mitbekommen hatten, waren voller Lob und beschwingt. Doch ich greife vor. Denn zunächst kamen wir natürlich erst einmal an.

Und da waren wir mitten drin in der Weimarer Klassik, im wunderschönen Thüringen, bei Sektempfang, Begrüßungsreden und einer kleinen Gebrauchsanleitung für Land und Leute. Eine kurzweilige Büchervorstellung der Mitglieder, aufgelockert durch Interviews von Ronny Ritze mit jedem Einzelnen ging einem Spektakel voraus: An die Wand der gegenüberliegenden Burgruine Liebenstein wurden die Buchcover projiziert, als es dunkel geworden war. Leider weigerten sich die Kameras, diese Ungewöhnlichkeiten festzuhalten, und so sind sie nachhaltig unserem Gedächtnis der besonderen, unwiederholbar flüchtigen Momente anvertraut.

Das thüringische Essen ist ausgezeichnet! Den Tischgesprächen wie weiland des Doktor Martinus durchaus auch noch in der Nachschlagphase zugänglich und wohligh. Man genoss die Wärme, drohte doch ein sehr viel weniger davon in den November-Zimmern.



Das gemeinsame Frühstück bescherte alte Freunde und neue Funkenflüge, dann wählte man zwischen den beiden Workshops, hi Slampoetry hi Klassik im Jugendverständnis, was sich beides dann doch im Reim gewissermaßen einte. Intermittierend noch ein ausgezeichneter Festvortrag eines untypisch jungen Professors, der sich für die Post-Ost-Moderne begeisterte, der Post-Moderne aber nichts abgewinnen konnte sowie ein Werkstattgespräch des Tagungsleiters zu Schillers unvollendet gebliebenem „Demetrius“- scil. Fragment, in welchem das „Hier stehe ich...“ dem „Vernunft ist stets bei Wen'gen nur gewesen“ Schillers gegenübergestellt wurde.

Der Büchertisch war reichhaltig bestückt und weckt immer wieder meine Bewunderung für das breite herausragende Schaffen unserer Autoren. Die Verköstigung war sehr gut und das anschließende Konzert ein Genuss. Die szenische Lesung aus Goethes Flüchtlingsdrama „Hermann und Dorothea“ beglänzte den Abend.

Der Sonntagvormittag wurde durch die große Abschlussdiskussion „Darf ich schreiben, was ich will?“ bewegt. Regsam viele wirklich gute Beiträge des Präsidenten Uwe Kullnick, Friedemann Steiger und Thomas Berger mit zurückhaltender Moderation durch Ronny Ritze fanden reichhaltige Resonanz in Diskussionsanregungen aus dem Publikum. Zensur dürfe nicht, Aufklärung müsse erfolgen, wo zwischen Gebrauch und Missbrauch des Freien Wortes das Strafrecht mit seinen ganz klaren Grenzziehungen noch nicht erreicht sei. Man ist im richtigen Verband in diesem Umfeld. Das tut gut in einer Zeit, in der schon alles zu allem gesagt wurde, aber noch nicht von jedem. Und die sich in ein Wort wie postfaktisch aufblähen möchte, obwohl sie doch da steht und anders könnte mit ihren internettären Möglichkeiten. Dr. Martinus wird das nicht schlecht gefallen haben und bei Schiller jedenfalls bin ich ziemlich sicher, dass er ein begeisterter 2.0-er geworden wäre, slammend und twitternd, und der Handschuh wäre ein Flüchtlingskind gewesen, welches man wieder zurückgeschickt hätte nach Aleppo. Wenn wir nicht von der Klassik lernen, so lernen wir es nie. Schiller ist übrigens der einzige mir bekannte Autor, der offen bekannte, dass er natürlich auf Effekte bedacht war und sie gezielt gestaltete. Doch das führt schon wieder in den Alltag des Schreibens zurück.

Es war eine gute Tagung. Herzlichen Dank an Alle, die sie ermöglicht haben!

Susanna Bummel-Vohland



Wolfgang Weinkauff (9. April 1944 – 6. Dezember 2016) ist durch seine Workshops weit über seinen Landesverband Bayern hinaus auch im Bundesverband bekannt und beliebt. Er ist uns am Nikolaustag vorausgegangen. Er war der, der uns sagen konnte, warum wir mit einem Text nicht zufrieden waren, er konnte uns dieses Gefühl mit Sätzen erklären, die uns für die nächsten Aufgaben rüsteten. Dies aus seinem unauslotbaren Wissen über Sprache und Grammatik, seinem Einfühlungsvermögen in jede schreiberische Herausforderung, sein pädagogisches Naturtalent, anderen Wege und Wissen unauffällig zu vermitteln, indem er ein spannendes Gespräch begann, in welchem sich der Andere selbst schließlich die Antwort fand. Wolfgang beherrschte die Hebammenkunst der Philosophie. Er kannte aber auch den darin Besten, der die

Philosophie des EGO cogito auf die Füße des DU als Angerufensein im Angesicht des Anderen stellte, Emmanuel LEVINAS (1906, Kauna). Er notierte sich von ihm folgende, wissenschaftliche Zitate:

Susanna Bummel-Vohland

„Die abendländische Philosophie fällt mit der Enthüllung des Anderen zusammen; dabei verliert das Andere, das sich als Sein manifestiert, seine Andersheit. Von ihrem Beginn an ist die Philosophie vom Entsetzen vor dem Anderen, das Anderes bleibt, ergriffen, von einer unüberwindbaren Allergie. Aus diesem Grunde ist sie wesentlich Philosophie des Seins, ist Seinsverständnis ihr letztes Wort und die fundamentale Struktur des Menschen.“

(E. LEVINAS, *Die Spur des Anderen*, Freiburg/München, 1983, S. 211)

„Das andere ist kein Wesen, dem wir begegnen, das uns bedroht oder das sich unser bemächtigen will. Die Tatsache, gegenüber unserem Können widerständig zu sein, bedeutet nicht eine Macht, die größer ist als die unsere. Die Anderheit ist es, die seine ganze Mächtigkeit bewirkt. Sein Geheimnis macht seine Anderheit aus.“ ... „Indem ich die Anderheit des anderen als Geheimnis setze, das als es selbst durch die Schamhaftigkeit bestimmt ist, setze ich es nicht als Freiheit, die mit der meinigen identisch ist und mit der meinigen im Kampf liegt, setze ich nicht ein anderes Seiendes mir gegenüber, sondern ich setze die Anderheit. Ganz wie beim Tod haben wir es nicht mit einem Seienden zu tun, sondern mit dem Ereignis der Ander-

heit, mit der Entfremdung. Nicht die Freiheit ist es, die den anderen zuerst charakterisiert und von der sich dann die Anderheit ableiten würde; die Anderheit ist es, die das andere als Wesensbestimmung trägt.“ ... „Wenn wir den anderen als Freiheit setzen und ihn in Begriffen des Lichts denken, sind wir verpflichtet, das Mißlingen der Kommunikation einzugestehen; doch haben wir damit nur das Mißlingen der Bewegung, die eine Freiheit zu ergreifen oder zu besitzen sucht, eingestanden. Nur dadurch, daß wir das aufzeigen, wodurch der Eros sich vom Besitzen und vom Können unterscheidet, können wir eine Kommunikation im Eros zugeben. Er ist weder ein Kampf, noch ein Verschmelzen noch ein Erkennen. Man muß seine außergewöhnliche Stellung unter den Verhältnissen anerkennen. Er ist das Verhältnis zur Anderheit, zum Geheimnis, das heißt zur Zukunft, zu dem, was in einer Welt, in der alles da ist, niemals da ist, zu dem, was nicht dasein kann, wenn alles da ist. Nicht zu einem Sein, das nicht da ist, sondern gerade zur Dimension der Anderheit. Da, wo alle Möglichkeiten unmöglich sind, da, wo man nicht mehr können kann, ist das Subjekt noch Subjekt durch den Eros. Die Liebe ist nicht eine Möglichkeit, sie verdankt sich nicht unserer Initiative, sie ist ohne

Grund, sie überfällt uns und verwundet uns und dennoch überlebt in ihr das Ich.“

(E. LEVINAS, *Die Zeit und der Andere*. Hamburg, 1984, S. 59)

"Denn die Gegenwart vor einem Antlitz, meine Orientierung auf den Anderen hin, kann die Gier des Blickes nur dadurch verlieren, dass sie sich in Großmut verwandelt, unfähig, den Anderen mit leeren Händen anzusprechen. Diese Beziehung über die Dinge, die von nun an der Möglichkeit nach gemeinsam sind, d.h. fähig, gesagt zu werden - ist die Beziehung der Rede. Die Weise des Anderen sich darzustellen, indem er die Idee des Anderen in mir überschreitet, nennen wir nun Antlitz. Diese Weise besteht nicht darin, vor meinem Blick als Thema aufzutreten, sich als ein Ganzes von Qualitäten, in denen sich ein Bild gestaltet, auszubreiten. In jedem Augenblick zerstört und überflutet das Antlitz des Anderen das plastische Bild, das er mir hinterläßt, überschreitet er die Idee, die nach meinem Maß und nach dem Maß ihres ideatum ist - die adäquate Idee. Das Antlitz manifestiert sich nicht in diesen Qualitäten, sondern "kath'auto". Das Antlitz drückt sich aus."

(E. LEVINAS, *Totalität und Unendlichkeit*, S. 63)

Auf Augenhöhe

FDA und Amazon Kindle Publishing – eine unabhängige Projektpartnerschaft

Auch in diesem Jahr wurde auf der Frankfurter Buchmesse der Kindle Storyteller Preis vergeben. Im zweiten Jahr gab es gut 1.000 Einsendungen mehr als im Vorjahr – was als Erfolg zeigt, dass der Preis gut angenommen wird und breiten Zuspruch findet. Es hat tatsächlich jede Einsendung große Chancen auf den Gewinn, da auf den Amazon Seiten jeder Neuzugang beworben wird und allein damit die Möglichkeit besteht, an Verkaufszahlen und Rezensionen auch ganz vorne mitzuhalten, selbst wenn man als Neueinsteiger noch nicht umfangreich vernetzt ist und in den Social Media nicht werben kann.

Auch genremäßig haben alle eingereichten E-Books und/oder Createspace-Bücher enorm gute Chancen, wie man an der überraschend hochwertigen Shortlist dieses Jahr sehen konnte.

Die Shortlist erreichten

Janine Hofeditz mit „Hüter der Schatten“, einer hinreißenden Gay Fantasy, bei welcher nicht so sehr das Fantastische, als vielmehr das Zwischenmenschliche im Spiel um Anziehung und Verunsicherung und Anziehung im Mittelpunkt steht, die man fasziniert in einer großartig erschaffenen und völlig stimmigen Welt miterlebt.

Melisa Schwermer mit „So bitter die Schuld“, einem Thriller, in welchem die bitteren Kinder- und Jugendjahre in einem Heim ihre grausame Hand nach der Gegenwart ausstrecken, da ein Pharmakonzern gewissenlos experimentierte und Täter, Mitwisser und Opfer aneinanderklammert.

Martin Gresch mit „Exit Strategie – Fünf Wege den eigenen Tod vorzutäuschen“ – ein völliges NOVUM eines Newcomers, der quasi fünf Krimi-Er-



mittlungen so arrangiert, dass der Weg in ein neues Leben frei wird, in dem jeder noch einmal anfangen kann ...

Emma C. Moore mit „FINIAN BLUE SUMMERS“, einer Liebesgeschichte, die dramatisch unter die Haut geht, da das Leben zuschlägt, als gerade alles in ein Happy End münden hätte können, nach dem man zusah, wie eine junge Geigerin sich nicht anders zu helfen weiss, als auf Dauer zu verstummen.

Halo Summer mit „Aschenkindel – Das wahre Märchen“, einem veritablen Märchen, jung und frech gegen den Strich gebürstet, amüsant und lustig mit allen nur erdenklichen Stolpersteinen versehen, die sich mutigen Jugendlichen erst recht in den Weg legen, wenn sie sich dem Erwachsenwerden stellen müssen.

Kein Buch davon unter 200 Seiten – eher sehr sehr viel umfangreicher – dicke Wälzer, so gut geschrieben, dass man sie dennoch in einem Zug durchliest.

Die Jury hatte es nicht leicht. Jeder einzelne las jedes einzelne Buch und es war für alle eine Freude und hoch spannend. Unter dem fachlichen Vorsitz des FDA Präsidenten **Dr. Uwe Kullnick** urteilten der Schauspieler **Christian Ulmen**, die

studierte Wirtschaftswissenschaftlerin und „eiskalte“ Thriller Autorin und Selfpublisherin **Astrid Korten**, die Historikerin auf Auflagen-Millionärin auf Platz 1 aller Selfpublisher **Poppy J. Anderson**, der Literatur- und Sprachwissenschaftler **Jobst-Ulrich Brand** vom Partner FOCUS und der Wirtschaftsmanager **Andreas von der Heydt** als Leiter des Kindle Content Team von Amazon.

Alle Finalisten gewannen – noch ehe der Sieger feststand, eine Hörbuchvertonung ihres Beitrags von Audible, dessen Release letzte Woche stattfand. Und sie waren Teil der großen Preisverleihung auf der Frankfurter Buchmesse 2016.

Der Hauptpreis sind 10.000,- € bar und ein Marketing im Wert von 20.000,- €. Für den Gewinner gibt es aber vor allem einen Verlagsvertrag bei HARPER COLLINS.

Durch die Verleihung führte die Ehefrau von Christian Ulmen und die Hochspannung unter den Finalisten war zum Greifen nah. Teilnahmeberechtigt sind alle Autoren ab 18 Jahren und unbedingt alle FDA Mitglieder – hier hatte es wiederholt Nachfragen gegeben. Das Buch bleibt auch nur bis zum Ende des Wett-



bewerbs unter der exklusiven Kindle Publishing Select Klausel gebunden und ist danach wieder frei. Es muss sich allerdings um eine Erstpublikation handeln.

Dann war es soweit. Dr. Uwe Kullnick begründete die Entscheidung der Jury und als er zu der Stelle kam, wonach die Gebrüder Grimm wohl nicht hätten aufhören können, zu lesen – brach tosender Jubel aus, denn die Gewinnerin war nun wirklich ein Märchen! **Halo Summer** konnte ihr Glück nicht fassen und alle Finalisten freuten sich von Herzen mit ihr, was zeigt, dass diese neue Community am Buchmarkt untereinander

durchaus solidarisch agiert und nicht – wie kolportiert – einander mit Argusaugen beargwöhnt.

Das zahlreiche Publikum der Location im Innenhof-Riesenzelt freute sich mit, denn mit Märchen ist doch ein jeder auch wieder jung. Es war ein richtiges Fest. Die Jury hatte eine tolle Gewinnerin gekürt. Dem Buch ist ein starker Erfolg sicher. Die Presse war in diesem Jahr nicht mehr erstaunt über die gute Qualität – man hatte ja ursprünglich dem Selfpublishing noch nicht so recht getraut – aber die Selbstmanagementqualitäten dieser Eigenunternehmer sind spätestens jetzt nicht mehr zu leugnen

und ermöglichen durch die große Freiheit dieser Publikationsform kreatives Schaffen der Art wie es vor allem Leser wirklich mögen. So gesehen hat Amazon Kindle sehr viel für Autoren getan, die mit 70% aller erzielten Einnahmen nach Hause gehen. Die Partnerschaft mit Amazon hat daher – bei aller Unabhängigkeit auf Augenhöhe – nicht nur den FDA bekannter gemacht, sondern auch dem STORYTELLER in Hinblick auf die anfänglichen Zweifel der Verlags- und Buchmarkt-Szene gut getan. Die Entscheidung hat sich als richtig herausgestellt. Autoren des FDA sind also herzlich eingeladen, vermehrt auch im nächsten Jahr am Wettbewerb des STORYTELLER Award teilzunehmen. Denn die unabhängige Partnerschaft wird auch 2017 bestehen.

Für den FDA ist wunderbar, dass er bei der knappen Finanzausstattung auch 2017 wieder den eigenen FDA Literaturpreis für Respekt, Toleranz und Humanität verleihen kann. Die Shortlist finden Sie im gesonderten Beitrag PRISMA – SHORTLIST. Ein Mitspracherecht Amazon Kindle besteht hierfür nicht, denn ausschließlich die FDA Landesverbände küren den Gewinner selbst und in letzter Instanz.

Susanna Bummel-Vohland

FDA Literaturpreis für Toleranz, Respekt und Humanität 2017

Auf der Leipziger Buchmesse wird der FDA-Literaturpreis für Toleranz, Respekt und Humanität vergeben. In Halle 5 auf der Bühne des Forum autoren@leipzig wird der Präsident des Freien Deutschen Autorenverbandes, Dr. Uwe Kullnick, den mit 5000 Euro

dotierten, von Amazon Kindle gesponserten Preis an einen der folgenden Nominierten übergeben.

Dies sind die in diesem Jahr:

- Vorschlag LV NRW: Arno Geiger: Der alte König in seinem Exil

Arno Geiger ist ein österreichischer Schriftsteller, der am 22. Juli 1968 in Bregenz geboren wurde. Er studierte Deutsche Philologie, Alte Geschichte

und Vergleichende Literaturwissenschaft in Innsbruck und Wien. 1993 verfasste er eine Diplomarbeit über Die Bewältigung der Fremde in den deutschsprachigen Fernreisetexten des Spätmittelalters. Von 1986 bis 2002 war er im Sommer als Videotechniker bei den Bregenzer Festspielen tätig. 1996 und 2004 nahm er am Ingeborg-Bachmann Wettbewerb in Klagenfurt teil. Sein Roman Der alte König in seinem

Exil wurde 2011 für den Preis der Leipziger Buchmesse nominiert. Seit 1993 lebt er als freier Schriftsteller in Wien.

- Vorschlag LV Brandenburg: Günter de Bruyn

Der bis heute publizistisch tätige Günter de Bruyn (geboren am 1. Dezember 1926 in Berlin) verkörpert in seiner Persönlichkeit und in seinem bisherigen Gesamtwerk, was einen humanistischen Literaten ... und dies heute mehr denn je ... ausmacht.

Dazu zählen Lebenserfahrungen, Sprache, die Gabe – den jedem Werk adäquaten, dem jeweiligen Sujet seiner Bücher gemäßen feinen Ton zu finden. Ihm gelingt es Welt, Zeit, Menschen und Geschehen, das Trennende und Verbindende im Zusammenleben nachhaltig erzählend abzubilden, mag es im Heute oder längst fern Vergangenen seinen Platz haben. Er kann Gewesenes so berichten, dass die Gewesenen wieder neben uns stehen. Eine geradezu fühlbare Parallelität und Vergleichbarkeit des Lebens und Tuns der Protagonisten mit dem realen Leben des Lesers wird ganz bildhaft möglich.

Günter de Bruyn gelingt es schreibend deutlich zu machen, dass Verschiedenheit oder Anderssein, eine gegensätzliche Sicht der Welt, konträre Denkungsarten und die daraus resultierenden Dissonanzen, Dispute, Ängste, Dogmen, Spannungen oder Nöte immer Teil gesellschaftlichen und menschlichen Lebens und Zusammenlebens waren. Diese Wirklichkeit zu sehen, darin die eigene Haltung zu finden und zu leben, darin besteht wohl seine Botschaft. Das ist sein Stoff. Literatur aus Wirklichkeit. Und er vermag es über diesen akribisch und tiefgründig recherchierten, beobachteten, durchlebten, reflektierten, in Fülle gewonnenen Stoff immer die Souveränität zu behalten. Auch das macht ihn zu einem großarti-

gen Dichter. Einem Dichter, der in Jahrzehnten schreibend aus einer anfänglichen leisen Seelenwundtheit vieler Männer seiner Generation in eine weise ironische Leichtigkeit fand. Mit dieser trifft der 90 Jahre altgewordene Berliner Junge aus dem Jahr 1926 einen unter Jüngeren heute sehr gemochten Ton.

- Vorschlag Niedersachsen/Bremen: Dr. Sabine Kebir, am 8. 5. 1949 in Leipzig geboren.

Autorin von Belletristik, Kinder- u. Jugendbüchern, Sachbüchern (vorwiegend Monographien), Freie Publizistin in Presse, Rundfunk und Fernsehen, in Zeitschriften zu politischen und kulturellen Problemen der Demokratie, des Islam und des Islamismus in: Deutschland, Österreich, Schweiz, Italien, USA, Algerien, Dänemark, Holland, Griechenland. Mitarbeit an Szenarios für Spiel- und Dokumentarfilme von Saddek El Kebir, Mitarbeit an Theaterprojekten von Saddek el Kebir u. a. Mitglied des deutschen PEN Zentrums, 2007-2015 Beirätin des PEN-Präsidiums.

- Vorschlag LV Bayern: Urs M. Fiechtner, geb.1955 in Bonn

Er ist in Lateinamerika aufgewachsen, freiberuflicher Schriftsteller und Herausgeber sowie Dozent in der Jugend- und Erwachsenenbildung, lebt in der Nähe von Ulm. Seit Anfang der 70er Jahre publiziert er Prosa, Lyrik und Sachtexte, darunter auch Jugendbücher. 1976 gründete er die interkulturelle autorengruppe 79, die Maßstäbe für die Verbindung von Literatur und Musik gesetzt und den Begriff „Konzertlesung“ geschaffen hat, der sich bis Italien durchgesetzt hat. Viele seiner Bücher behandeln Themen rund um die Menschenrechte. Er ist auch seit 1970 bei amnesty international in vielfältigen Funktionen engagiert, ist Berater von

Selbsthilfegruppen der Angehörigen von „Verschwundenen“ in Lateinamerika und Afrika und hat mehrere Behandlungszentren für Folteropfer nicht nur beraten, sondern auch selbst mit gegründet wie beispielsweise das BFU, das Behandlungszentrum für Folteropfer in Ulm.

Vor allem ist er ein herausragender politischer Dichter, wie der Band „Notizen vor Tagesanbruch“, edition kettenbruch 2015 epubli, zusammen mit dem Exilchilenen Sergio Vesely, beweist.

Die Vorsitzenden der Landesverbände werden unter diesen Vorschlägen den diesjährigen Preisträger wählen.

Man darf gespannt sein, wer es in diesem Jahr sein wird.

Uwe Kullnick



Herausgeber: Freier Deutscher Autorenverband, München

Redaktion:

Dr. Uwe Kullnick (V.i.S.d.P.), Boschetsrieder Straße 132a, 81379 München, E-mail uwe.kullnick.fda@email.de

Fach-Redaktionen:

Prosa: Jordan Wegberg
Lyrik: Peter Gehrish, Conrad Cortin, Susanna Bummel-Vohland
Essay/Prisma: Dr. Uwe Kullnick

Bildrechte:

Luther: Gemeinfreie Lizenz
Norbert Gerstlacher, Susanna Bummel-Vohland

Hinweis:

Ein herzlicher Dank an alle Einsender. Die Fach-Redaktionen haben eigenverantwortlich eine Reihenfolge festgelegt und diese wurde nach Satzmöglichkeiten eingehalten und abgearbeitet. Wir bitten die nicht in dieser Ausgabe enthaltenen Autorinnen und Autoren um Verständnis. Andererseits war die Beteiligung am Journal nur sehr begrenzt (vielleicht lag es am Thema). Das ist auch der Grund, warum einige Beiträge mit

Überlänge einbezogen wurden. Wir überlegen ob wir in Zukunft, da wir wegen der elektronischen Ausgabe keine Platz-/Kostenbeschränkungen mehr haben, auf eine zu enge Themenbeschränkung verzichten.

Die Beiträge wurden ggfs. nach der neuen Rechtschreibung korrigiert, redaktionell bearbeitet und gekürzt. Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Auffassung der Redaktion wieder. Die Urheberrechte bleiben selbstverständlich bei den Autoren.

Das FDA-Journal wird nach dem Beschluss der Delegiertenversammlung aus finanziellen Erwägungen und Aspekten der Erneuerung in Zukunft ausschließlich als blätterbares Internet-Journal erstellt. Mitglieder ohne Internetmöglichkeit oder Möglichkeit zum Drucken, erhalten auf Anfrage eine ausgedruckte pdf-Ausgabe vom jeweiligen Landesverbands-Vorsitzenden.

ISSN 2104-0215 *

Satz und Layout:

artsnact – Gestaltung aus Leidenschaft
Norbert Gerstlacher
82178 Puchheim, Schopflachstr. 3, 089 41607832
norbertgerstlacher@artsnact.de, www.artsnact.de

Wenn du etwas tust – dann tue es mit Hingabe und Leidenschaft.



Künstler und Autoren, sowie Vereine und Stiftungen erhalten Sonderkonditionen!

Beratung • Konzeption • Grafik • Design • Illustration • Satz • Text • Full-Service-Produktion
Webdesign & Konzeption • Event • Public Relations • Art Consulting

artsnact – Gestaltung aus Leidenschaft

Norbert Gerstlacher • Dipl. Grafikdesigner – Freischaffender Künstler – Illustrator
82178 Puchheim • Schopflachstr. 3 • 089 41607832 • norbertgerstlacher@artsnact.de
www.artsnact.de



Journal 07
FDA-JAHRESJOURNAL
 "Globalisierung der Kultur"
 Vierfarbiges Jahresseft,
 60 S., Rückstichheftung.
 – Leider vergriffen –



Journal 08
FDA-JAHRESJOURNAL
 "Aufbruch in die Freiheit"
 Vierfarbiges Jahresseft,
 60 S., Rückstichheftung.
 – Leider vergriffen –



Journal 09
FDA-JAHRESJOURNAL
 "Literatur in der Kritik"
 Vierfarbiges Jahresseft,
 60 S., Rückstichheftung.
 – Leider vergriffen –



Journal 10
FDA-JAHRESJOURNAL
 "Alfred Grosser – Freut euch
 über das Erreichte"
 Vierfarbiges Jahresseft,
 60 S., Rückstichheftung.
 – Leider vergriffen –



Journal 11
FDA-JAHRESJOURNAL
 "Kleist – Scheitern und
 Ruhm eines Genies"
 Vierfarbiges Jahresseft,
 60 S., Rückstichheftung.
 – Leider vergriffen –



Journal 12
FDA-JAHRESJOURNAL
 "Hofgeismar – Autorenver-
 band in der Krise"
 Vierfarbiges Jahresseft,
 60 S., Rückstichheftung.
 – Leider vergriffen –



Journal 13
FDA-JAHRESJOURNAL
 "Georg Büchner – oder der
 Zorn des Autors"
 Vierfarbiges Jahresseft,
 60 S., Rückstichheftung.
 – Leider vergriffen –



Journal 14
FDA-JAHRESJOURNAL
 "Arno Schmidt – Grenzen
 der Sprache"
 Vierfarbiges Jahresseft,
 60 S., Rückstichheftung.
 – Leider vergriffen –



Journal 15
FDA-JAHRESJOURNAL
 "Zwischen Phantasie und
 Fantasie"
 Vierfarbiges Jahresseft,
 60 S., Rückstichheftung.
 – Leider vergriffen –

